

MATHILDE MAYER | 1869–1969

DIE ALTE UND DIE NEUE WELT

Erinnerungen meines Lebens

ARBEITSKREIS JÜDISCHES BINGEN

BAND 6



ARBEITSKREIS
JÜDISCHES BINGEN



IMPRESSUM

Herausgeber:
Arbeitskreis Jüdisches Bingen
In der Eisel 23
55411 Bingen
www.juedisches-bingen.de
Erstauflage: Bingen 2003
Dritte Auflage: 2018
© Mathilde Mayer Erben

Kontaktadresse:
Hermann-Josef Gundlach
Vorsitzender des Arbeitskreises
In der Eisel 23
55411 Bingen

Autor:
Mathilde Mayer

Gestaltung:
Petra Louis

Bildnachweis Titel:
Die jugendliche Mathilde Groß (ein Hilsdorf-Foto aus Privatbesitz der Familie)

Drucktechnische Herstellung:
Verlag Matthias Ess

ISBN: 978-3-945676-04-2

Editorische Notiz: Die Vorlage dieses gedruckten Büchleins war die Kopie eines Typoskripts, das anlässlich des vom Arbeitskreis Jüdisches Bingen initiierten „Wiedersehens in Bingen“ 1999 Frau Goetz übergeben wurde. Es war absehbar, dass die schon stark verblasste Kopie bald nicht mehr lesbar sein würde. Deshalb habe ich auf Anregung des Arbeitskreises Jüdisches Bingen eine Abschrift angefertigt (Einscannen war schon nicht mehr möglich). Dabei wurden offenkundige Irrtümer korrigiert, der sprachliche Zustand aber, auch wenn es sich um heute altertümlich wirkende Wörter und Wendungen handelte, nicht angerührt. Da Mathilde Mayer eine amerikanische Schreibmaschine verwendet hatte, waren Umlaute und das ß nach der zur Zeit der Niederschrift gültigen deutschen Rechtschreibung einzusetzen. Bei der Namensschreibung galt als Orientierungshilfe die Schrift von Dr. Richard Grünfeld „Zur Geschichte der Juden in Bingen am Rhein“ aus dem Jahr 1905. Die Nachträge verwenden selbstverständlich die heutige, amerikanisierte Schreibweise der Namen. Stefanie Saebel

MATHILDE MAYER | 1869–1969

DIE ALTE UND DIE NEUE WELT Erinnerungen meines Lebens

ARBEITSKREIS JÜDISCHES BINGEN

BAND 6

Der 1998 gegründete „Arbeitskreis Jüdisches Bingen“ gibt entsprechend seiner Zielsetzung der „Aufrechterhaltung der Erinnerung an die Juden in Bingen und Umgebung“ in unregelmäßigen Abständen Dokumentationen zu ihrer Geschichte, ihrem Leben und ihren Schicksalen heraus.

INHALTSVERZEICHNIS

Einführende Erklärung	3
1 Vorwort	6
2 Familie und Kindheit	8
3 Heirat und Eigenheim	24
4 Geschwister	42
5 Kinder	56
6 Spätere Erinnerungen	64
7 Reisen	72
8 1921–1935	86
Nachtrag 1 Ein Nachwort von Ilse Barker geb. Gross, einer Nichte von Mathilde Mayer	116
Nachtrag 2 Bernhard Gross (geb. 22.11.1905) Willy Mayer-Gross (1889-1961)	122
Nachtrag 3 Liste erwähnter Adressen	123
Stammbaum (wie er sich aus dem Text ergibt)	126
Publikationen	128

EINFÜHRENDE ERKLÄRUNG



Ellen Pine und Stephan Kann

Miriam Bachan geb. Brück wohnte bis zu ihrer Auswanderung in der Gaustraße 51; später lebte sie in einem Kibbuz in Israel. Schon 1997 machte sie den Arbeitskreis Jüdisches Bingen auf ein „reizendes Buch“ ihrer Großtante Mathilde Mayer aufmerksam, in dem diese eindrucksvoll das Leben ihrer weitverzweigten Familie dargestellt habe.

Zum „Wiedersehen in Bingen“ im Juni 1999 brachten zwei Enkel der Mathilde Mayer, die damals 81-jährige Ellen Pine geb. Kann und ihr Bruder Stephan Kann (76), das mit Spannung erwartete Buch mit.

In einem ihrer Briefe schrieb Ilse Barker geborene Gross, eine Nichte der Verfasserin, die in England lebte, sie habe das Buch mit viel Freude ins Englische übertragen. Sie charakterisierte ihre Tante als „eine bemerkenswerte Frau, sehr intelligent und fortschrittlich für ihre Zeit, aber ebenso freundlich und zuvorkommend“.

Auf die Bitte des Arbeitskreises hin erklärte sich Ellen Kann Pine, die Enkelin, bereit, eine Einführung in das Buch ihrer Großmutter zu schreiben:

„Von ihrer Geburt am 14. April 1869 bis 1937, dem Jahr ihrer Auswanderung nach Amerika, hat meine Großmutter Mathilde Mayer geb. Gross in Bingen gelebt. Sie ging dort zur Schule, heiratete dort und ihre drei Kinder, meine Mutter Alice und meine Onkel Ernst und Willy, sind in Bingen geboren. Im zweiten Jahr nach ihrer Heirat mit Marx Mayer hat ihr Mann, mein Großvater, das Haus in der Gaustraße 42 gekauft; dort lebte meine

Großmutter von 1889 bis 1937. Dieses Haus steht heute noch. Meine eigene Familie lebte ganz nahe dabei in der Gaustraße 57.

Für meine Großmutter war ihre Familie der Mittelpunkt ihres Lebens. Sie legte großen Wert auf die Erziehung ihrer Kinder und sorgte dafür, dass sie ihre Hausaufgaben machten. Sie achtete fair aber streng auf Disziplin und dieser Charakterzug wirkte sich bis auf ihre Enkel aus. Da sie intelligent war, ein gutes Urteilsvermögen besaß und nicht klatschte, suchten Familienmitglieder oft ihren Rat. Als ihre Kinder erwachsen waren, beobachtete sie sehr genau deren Familien und wie die Enkel sich entwickelten und heranwuchsen.

Unter ihren direkten Nachkommen gibt es einen Psychiater von Weltruf, einen Fotojournalisten, Ornithologen, Baumeister, Biochemiker, Buchhalter, Computer-Ingenieur, Verleger, Arzt und Architekten. Das Buch „Die Alte und die Neue Welt“, das sie mit zweiundachtzig Jahren in den Vereinigten Staaten schrieb, beschreibt den Lebensanfang vieler dieser Familienmitglieder.

Meine Großmutter erlebte mehrere Tragödien, die ihr Leben nachhaltig beeinflussten: Dies waren der Tod ihrer Eltern, der Tod ihres Ehemannes, die Machtübernahme durch die Nazis und der Tod ihres ältesten Sohnes Willy.

Sie war äußerst aufgewühlt durch den allzu frühen Tod ihrer Eltern Bernhard und Bertha Gross geb. Seligmann, die 1901 während der Renovierung ihres Hauses in Bingen an Kohlenstoffmonoxidvergiftung starben. Ihre Gräber auf dem jüdischen Friedhof in Bingen sind gut erhalten. Selbst fünfzig Jahre später, als sie über den Unfall in ihrem Buch schrieb, war sie sehr erschüttert.

Die nächste Tragödie in ihrem Leben war der Tod ihres Mannes Marx 1934. Auch er ist auf dem jüdischen Friedhof in Bingen begraben. Der Tod meines Großvaters veränderte das Leben meiner Großmutter nicht nur weil sie sehr um ihn trauerte, sondern auch weil sein Tod mit dem Beginn der Judenverfolgung durch die Nazis zusammenfiel. 1933 standen beide Söhne meiner Großmutter, Willy und Ernst, kurz davor, Deutschland zu verlassen, da sie dort nicht länger arbeiten konnten. Der eine emigrierte nach England, der andere in die Vereinigten Staaten und beide bedrängten ihre Mutter, es ihnen gleichzutun.

Als das politische Klima den Juden das Leben immer mehr erschwerte und da der Druck ihrer Söhne, Deutschland zu verlassen, immer stärker wurde, beschloss meine Großmutter 1937, Bingen zu verlassen und in die Vereinigten Staaten auszuwandern.

Es war ein drastischer Schritt für sie, ein neues Leben zu beginnen in einem neuen Land und sich in einer neuen Sprache unter völlig neuen Umständen mitzuteilen. Mit achtundsechzig Jahren war sie das älteste aber erste Mitglied unserer Familie, das aus Bingen auswanderte. Da sie so mutig war, gab sie uns anderen ein außergewöhnliches Beispiel und wir folgten bald. So rettete sie direkt und indirekt viele Leben.

Sie kam in den Vereinigten Staaten mit sehr wenig Besitz an, da sie gezwungen war, alles was sie besaß, zum niedrigst möglichen Preis zu verkaufen. Da sie Deutschland verließ und jüdisch war, musste sie auch eine spezielle Auswanderungssteuer und noch andere Steuern bezahlen, bevor sie gehen durfte.

In den Vereinigten Staaten lebte sie viele Jahre lang in der Nähe der Familienmitglieder, die ihr geblieben waren und teilte in New Rochelle, NY, eine kleine Wohnung mit einem befreundeten Witwer, dem sie den Haushalt führte. Als ihr dies zu beschwerlich wurde, zog sie in das Haus ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes und schließlich in ein jüdisches Altersheim in New York City.

Sie starb in New York drei Monate nach ihrem einhundertsten Geburtstag, den sie im Kreise ihrer überlebenden Kinder, ihrer Enkel und Urenkel feierte.

Meine Großmutter ist auf dem Friedhof in New Rochelle, NY, begraben; die Stelle, die für sie neben meinem Großvater auf dem jüdischen Friedhof in Bingen reserviert war, ist leer.“

Ellen Kann Pine
November 2002
Amherst, NY, USA

(Aus dem Englischen von Beate Goetz)

– Kapitel 1 – Vorwort

Im Jahre 1938, als ich einige Zeit in New Rochelle, USA, war, dachte ich daran, meine Erinnerungen niederzuschreiben. Ob mir jemand die Anregung dazu gegeben oder ob ich selbst daran dachte, ich weiß es nicht mehr. Ich bat Isidor mir behilflich zu sein. Er schickte mir den Stammbaum der Familien, Abschriften der alten Urkunden, auch Erinnerungen an seine Erlebnisse, die ich an den Anfang meines Schreibens setzte, es wäre schade, wenn sie nicht erhalten geblieben.

Ich weiß nicht, warum ich mein Vorhaben nicht ausführte. Ich hatte wohl zuviel anderweitige Tätigkeit, zuviel Ablenkung, so daß ich mich nicht genügend konzentrieren konnte. Ich hätte sicher mehr Hilfsquellen gehabt, die ich hätte anfragen können. Auf Bitten der Kinder habe ich in diesem Jahr die Anregungen wieder aufgenommen, und sie gaben mir unendlich viel Freude in den einsamen, stillen Stunden. Die Jugenderinnerungen haften doch am stärksten und bei dem Zurückblicken an vergangene Zeiten vergingen die Tage und Wochen im Fluge, ich erlebte alles wieder.

Meine Gedanken an schöne, frohe Ereignisse, aber auch viel Schweres und Trauriges waren in der Vergangenheit bei all unseren verlorenen Lieben.

Ich habe versucht chronologisch vorzugehen, aber dann fiel mir immer wieder ein Erlebnis der frühen Jugendzeit ein, das wert war, festgehalten zu werden. Ernst half meinem Gedächtnis öfters nach, und wenn vieles vergessen und manches anders gewesen, bitte ich die Kritik nachsichtig zu sein. Daß mein deutscher Wortschatz nicht besser ist, was macht's! Ich hatte Freude am Niederschreiben und hoffe, Freude zu geben.



– Kapitel 2 –

Familie und Kindheit

Liebe Mathilde!

Also willst Du eine Familien-Chronik schreiben, ein sehr löblicher Vorsatz, nur schade, daß nicht schon vor 50 Jahren jemand auf diese Idee kam. – Es wäre bedeutend leichter gewesen – Aber damals galt der Satz: Tot ist tot, dem Lebendigen gehört die Welt.

In Nachstehendem will ich Dir so weit ich kann „Mit Dichtung und Wahrheit“, „Erlebtes und Erzähltes“ zu Hilfe kommen. Lasse Deinen Rotstift ungeniert walten, streiche, was Dir nicht gefällt oder nicht in den Rahmen paßt.

Stuttgart 1938
Isidor Groß

Von unseren Urahnen wissen wir fast nichts. Beginnen wir mit dem **Stamm Groß**: Unser Großvater Wolfgang Groß wurde 1804 geboren – gestorben 1881. Wo er geboren wurde, in Gau Bickelheim, woselbst er lange wohnte oder in Wallertheim, ist unbekannt. Von seinen Eltern ist auch nie etwas erzählt worden. – Großmutter Fanny geborene Nathan aus Gau-Algesheim wurde 1806 geboren – starb 1885. Von ihren Eltern weiß ich durch Jakob Nathan, daß der Vater Simon Nathan in Gau-Algesheim im Jahre 1767 geboren und 1855 dorten starb. Die Mutter Caroline Nathan geb. Landsberg, geboren 1782 in Ober Moschel, gestorben 1852 in Gau Algesheim.

Die Großeltern Groß zogen etwa 1874/5 nach Bingen, kauften das Haus in der Nahestraße, neben Victor Amelung. Sie wohnten dort bis nach dem Tode von Wolfgang Groß im Jahre 1881.

Dann bezog die Großmutter mit ihrer Tochter Sara Vogel die Parterrewohnung bei Julius Groß in der Gaustraße, woselbst sie im Jahre 1884 starb. Während die Großeltern in der Nahestraße wohnten, lebte zur Unterstüt-

zung im Haushalt Henriette Heyman, eine Enkelin, mit ihnen, da die Großmutter infolge öfteren Armbruchs nicht viel arbeiten konnte.

Längere Leiden machten den Großvater, er war an den Lehnstuhl Tag und Nacht gebunden und die Söhne wachten abwechselnd jede Nacht bei ihm, oft sehr verdrießlich und zornig, und so hatte unsere Cousine Henriette kein allzu angenehmes Leben.

Von Julius Groß bekam ich Nachstehendes erzählt:

Als im Jahre 1876 in Bingen in der Gemeinde der Streit wegen der Orgel in der Synagoge ausbrach, kamen Herren der einen Partei zu Großvater Groß und wollten dessen Unterschrift haben. Er erklärte: Meine Herren, ich bin vor einiger Zeit hierher gezogen und von allen Gemeindemitgliedern liebevoll aufgenommen worden und habe keinen Anlaß mich nach der einen oder anderen Richtung zu binden.

Stamm Seligmann: In den Kirchenbüchern von Gaulsheim erscheint der Name Seligmann zuerst 1730 als Jud Seligmann. Dann öfters in den nachfolgenden Jahren, aber immer als Jud Seligmann, so 1736 – 1784 – 1790 – 1796 usw. (Nach Aufzeichnungen der Pfarrer von Gaulsheim laut Theodor Boll).

Ferner lesen wir in der Festschrift „Zur Geschichte der Juden in Bingen am Rhein“ zur Einweihung der neuen Synagoge in Bingen von Dr. Grünfeld, daß es nach dem Gemeindearchiv im Jahre 1767 51 Schutzjuden gab, unter anderem die schon frühzeitig aus Bingen verzogene Familie Seligmann. Aus meinen Erinnerungen ist mir bekannt, daß unsere Urgroßeltern in Gaulsheim beerdigt sind. Es mußte einmal die Friedhofsmauer erneuert werden und haben damals Richard, Louis, Hyronimus und August und Ferdinand, vielleicht sonst noch welche Seligmann die Kosten aufgebracht. Baumeister Göbel hat die Arbeit geleistet.

Wie die Eltern unserer Großeltern mit Vornamen geheißen, ist mir nicht bekannt. Die Großeltern betrieben einen Handel mit Alteisen und ein Wechselgeschäft. Letzteres war zu jener Zeit recht lukrativ, denn es gab so viel Länder – soviel Geldsorten, wovon jede ein anderes Münzmaß hatte. So gab es preußische Gulden und Kreuzer, süddeutsche Gulden und Kreuzer. Ebenso noch Thaler. Papiergeld war wenig im Verkehr, das Volk hatte

wenig Zutrauen, denn in der Erinnerung damaliger Zeit wußte man noch das Schicksal der frz. Assignaten. Ganze Pakete waren noch vorhanden und wertlos geworden.

Unser Großvater war mehr Gelehrter als Kaufmann. Er unterhielt sich lieber mit den gebildeten Männern, als im Geschäft tätig zu sein. Die Hauptperson war da die Großmutter, die von dem Jüngsten der Söhne Lambert unterstützt wurde. Bei Ausbruch des Krieges 1866 kam Ferdinand, der in Paris war, zurück und trat auch in das Geschäft ein. Ob er viel Geld von Paris mitgebracht hat, weiß ich nicht. Aber was er mitbrachte, war ein Cylinderhut. Und mit diesem Hut und dem dünnen Weichselstöckchen ging er in Bingen einher, wie vordem in Paris. Der Volksmund gab ihm deshalb den Spitznamen Hut, den er bis zu seinem Lebensende behielt.

Etwa bis zum Jahre 1870 hieß die Firma Benjamin Seligmann. Da trat ein Ereignis ein, das unsere Großmutter zwang, die Firma zu ändern. Der Nachlaß von Benjamin Seligmann war noch ungeteilt und hatte mit anderen auch Herrmann Seligmann noch Teil. Zu obiger Zeit spekulierte Hermann und konnte seine Differenzen nicht mehr zahlen. Die Mutter und Bruder sprangen ein und es wurde alles erledigt. Dasselbe machte Hermann noch zweimal in späteren Jahren.

Die Firma wurde in Ferdinand Seligmann geändert. Ferdinand Seligmann als alleiniger Inhaber und Lambert Seligmann als Prokurist eingetragen. Das Geschäft befand sich damals in der Rathausstraße, früher Judengasse, in einem Haus, jetzt Gebr. Schneider.

Wann die Herren (von der Familie und stets von uns Kindern so genannt) auf die Mainzerstraße zogen, kann ich nicht genau sagen, aber es muß etwa 1875 gewesen sein.

Franziska Lorch führte bis zu ihrer Verheiratung den Haushalt und wir Kinder ließen uns sehr gerne einladen und waren sehr gerne dorten.

Unser Großvater Seligmann wie auch später Lambert und Hermann Seligmann waren Rechner der Binger israelitische Gemeinde.

In einer alten Rechnung vom Jahre 1823 etwa hieß es, der Rechner der israelitische Gemeinde in Bingen zum **Bezirk Donnersberg** gehörig. In ei-

nem Protokollbuch, auch aus damaliger Zeit, war zu lesen, daß in einer Vorstandssitzung die Gehälter der Beamten zur Beratung stehen. Theodor Seligmann, ein Vetter unseres Großvaters, beantragte eine Erhöhung von 40 auf 50 Gulden. Der Antrag wurde abgelehnt.

Dieser Theodor Seligmann zog um 1848 nach Nancy und die Familie May und Gaston waren seine nächsten Angehörigen. Von seiner Frau Zerline, genannt Zerle, erzählt man sich Folgendes: Eines Tages gegen Ende des Monats sagte sie: Denke einmal, Theodor, ich habe diesen Monat so und so viel am Monatsgeld gespart, gelt, wie tüchtig! Ja, ich weiß ja, daß ich eine sehr sparsame Frau habe, sagte Theodor zu ihr. Aber jetzt nimm deine gesparten Gulden und gehe in den Englischen Hof zum Anton Brück und bezahle die Beefsteaks und Koteletts und was ich sonst alles in dem Monat dort verzehrt habe und sage mir, ob die gesparten Gulden gereicht haben.

Das Haus von Theodor Seligmann lag Ecke Grabenstraße-Mainzerstraße. Leopold Landau, Eltern von Emil Landau, hatten es gekauft und bewohnten es sehr lange.

Vor mir liegt der Ehevertrag unserer lieben Eltern sel. Angedenkens, der sehr interessant ist.

Am 17. Juni 1868 in Gau-Bickelheim in der Wohnung des Herrn Wolfgang Groß vor Notar Haas sind erschienen usw. Die Ehe wurde auf Grund der Errungenschaften geschlossen.

Die Einbringung der künftigen Eheleute ist wie folgt aufgeführt:

1. Die Braut bringt ein: Kleidungsstücke, Leibweißzeug, Leibgeräte und Schmuck, welche einen Wert haben von 850 Gulden. Sonstige Mobiliengegenstände, nämlich Servietten, Handtücher, Betttücher, Überzüge, Küchenschürzen, Küchenhandtücher und dergl. und ein vollständiges Bett, welche zusammen einen Wert haben von 350 Gulden, und eine baare Summe Geldes von 2000 Gulden, welche sich bereits in ihren Händen befindet.

Sodann war zugegen die Mutter der Frl. Braut, Frau Martha geb. Seligmann, ohne besonderes Gewerbe in Bingen wohnhaft, Witwe des daselbst

wohnhaft gewesen und verlebten Kaufmanns Herrn Benjamin Seligmann, welche erklärte:

Um die beabsichtigte Ehe ihrer Tochter mit Herrn Groß zu begünstigen, übertrage und überlasse sie derselben andurch vermittelt Schenkung unter Lebenden eine baare Summe Geldes von 3500 Gulden fällig und zahlbar sofort, welche 3500 Gulden die Beschenkte sich auf elterliches Vermögen, zur Hälfte auf väterliches und zur Hälfte auf mütterliches Vermögen aufrechnen zu lassen hat.

Hierbei war noch weiter zugegen der Bruder der Frl. Braut, nämlich Herr Siegfried Seligmann, Kaufmann in Mainz wohnhaft, welcher erklärte:

Um die Ehe zwischen meiner Schwester und Herrn Bernhard Groß zu begünstigen, verpflichte er sich andurch denselben für die Dauer der nächsten zwei Jahre von ihrer Verheiratung an, die bereits bedungene und festgesetzte Hausmiete an ihrem künftigen Wohnort nämlich in Bingen im jährlichen Betrage von Einhundert und dreißig Gulden zu bezahlen, schenke sonach denselben diese zweijährige Hausmiete im Gesamtbetrag von 260 Gulden, welche fällig und zahlbar werden nach den in dem Mietkontrakt festgesetzten Bedingungen, welche der Schenkgeber Herr Siegfried Seligmann genau zu erkennen erklärte.

Die Frl. Braut ist ferner beteiligt mit ihrem ideellen Anteil an der Verlobungssache ihres bereits mehrgenannten Vaters Herrn Benjamin Seligmann, welche sich noch im ungeteilten Zustande befindet. In dieser Beziehung soll für das Einbringen der Frl. Braut die spätere Teilung und beziehungsweise ihr zu fertigender Loszettel maßgebend sein.

Frl. Bertha Seligmann und soweit nötig Herr Bernhard Groß erklärten, daß sie die vorstehenden, zu ihren Gunsten getroffenen Dispositionen und bez. Schenkungen hiermit förmlichst und ausdrücklich annehmen.

2. Das Einbringen des Herrn Bräutigam kompaniert sich und besteht: In seinen Kleidungsstücken, Leibweißzeug, Leibgeräte und Schmuck, welche einen Wert haben von 300 Gulden und nach Artikel drei zu behandeln sind.

In folgenden Mobiliargegenständen, nämlich:

1	Bettstelle	20	Gulden
1	Kleiderschrank	28	Gulden
1	Tisch	20	Gulden
1	Nachttisch	8	Gulden
6	Stühle	26	Gulden
1	Kanapee	22	Gulden
1	Matratze	20	Gulden
1	vollständiges Bett	70	Gulden
4	große Überzüge	74	Gulden
10	kleine Überzüge	9	Gulden
12	Betttücher	50	Gulden
12	Tischtücher	50	Gulden
24	Handtücher	24	Gulden
	Summe	418	Gulden

Sodann waren hierbei zugegen die Eltern des Herrn Bräutigam nämlich Herr Wolfgang Groß, Weinkommissionär und dessen von ihm hierzu ermächtigte Ehefrau Fanny geb. Nathan, welche erklärten:

Um die vorhabende Ehe ihres Sohnes Bernhard mit Frl. Bertha Seligmann zu begünstigen, überließen sie ihrem Sohne andurch mittels Schenkung unter Lebenden zu einem vollkommenen unwiderruflichen Eigentum eine baare Summe Geldes im Betrage von 2000 Gulden fällig und zahlbar sofort, welche 2000 Gulden sich auf künftiges elterliches Erbteil anrechnen zu lassen habe.

Herr Bernhard Groß erklärte, daß er diese Schenkung seiner Eltern hiermit förmlichst und ausdrücklich annehme.

Die beiden Brautleute erklärten schließlich noch, daß sie sowohl die oben der Braut durch ihre anwesende Mutter geschenkten 3500 Gulden wie auch die vorstehend dem Herrn Bräutigam durch seine Eltern geschenkten 2000 Gulden bereits heute vor Abfassung dieser Urkunde erhalten hätten und über den Empfang dieser Summe andurch bestens Quittung erteilten, daß sie sich auch gegenseitig von der Richtigkeit und dem Vorhandensein des übrigen oben aufgeführten beiderseitigen Einbringens überzeugt hätten und sich darüber gegenseitig Bescheinigung erteilten, insbesondere erklärte Herr

Bernhard Groß, daß er sich hiernach mit dem ganzen oben näher angegebenen Einbringen seiner künftigen Ehefrau Frl. Bertha Seligmann belaste.

Herr Siegfried Seligmann erklärte noch, daß die von seiner Seite nach dem Vorstehenden den künftigen Eheleuten geschenkte Hausmiete im Gesamtbetrage von 260 Gulden auch dereinst bei Auflösung der Ehe als Ersatz baares Einbringen der beiden Brautleute anerkannt und angenommen wurde.

Die Kosten dieses Ehevertrages, der Publikation, sammt allem, was damit zusammenhängt, sind zu Lasten der künftigen Eheleute.

Also wurden die Parteien einig und haben alles Vorstehende genehmigt und ausdrücklich akzeptiert.

Worüber Urkunde geschehen und aufgenommen am Ort, Tag, Monat und Jahr wie Eingangs eingegeben in Gegenwart der beiden Zeugen Herrn Karl Engel, Gutsbesitzer, Gau Bickelheim und Herrn Adam Freiland, Tagelöhner, welche dieselbe nach Vorlesung mit allen Contrahenten sowie mit dem instrumentierenden Notar auf der in der letzteren in Verwahr gebliebenen Urschrift unterzeichnet haben. Mit Ausnahme der Ehefrau von Wolfgang Groß, welche erklärte, in deutscher Schrift nicht schreiben zu können, weil sie es nicht gelernt habe. Auf der Urschrift sind unterzeichnet:

Bernhard Groß
Martha Seligmann
Wolfgang Groß
Siegfried Seligmann
Karl Engel
Adam Freiland
Notar Haas

Das Einbringen unserer Mutter war demnach:

Kleidungsstücke etc.	850	Gulden		
Sonstiges	350	Gulden		
2 Jahresmieten	260	Gulden		
Summe	1460	Gulden	2502	Goldmark
baar	2000	Gulden		
baar	3500	Gulden	9428	Goldmark
Gesamtsumme	6960	Gulden	11930	Goldmark

Das Einbringen unseres Vaters :

in diversem	361	Gulden	619	Goldmark
in baar	2000	Gulden	3428	Goldmark
Gesamtsumme			4047	Goldmark

Also zusammen nach unserem noch guten Goldgeld ca. 16 000 Mark, zu damaligen Zeiten eine stattliche Summe.

Nachdem so für einen Haushalt eine gediegene Unterlage geschaffen war, heirateten unsere Eltern am 30. Juni 1868 und bezogen Wohnung im Hause von Maurermeister Anton Krichtel in der oberen Etage. Dort kam am 14.4.1869 Mathilde, am 1.9.1870 Anna und am 14.4.1872 Wilhelm zur Welt. Zur Bresmle¹, die doch besonders gefeiert werden sollte, da der erste Nachkomme Groß geboren war, war die Wohnung zu klein und wurde die Festlichkeit gegenüber in der Wirtschaft von Grünewald abgehalten.

Da die Wohnung sich als zu klein erwies und das Weingeschäft unseres Vaters mit gutem Erfolg gekrönt war, konnte er daran denken, ein eigenes Besitztum zu erwerben.

Er kaufte vom Bäcker, später Weinhändler Jacob Nau, das Haus in der Rathausstraße gegenüber den „Herren“. Dort kam ich am 25. September 1873 zur Welt.

Unten wohnte der Bäcker Hoch, der auch hier sein Handwerk ausübte. In der ersten Etage wohnten wir und in der zweiten Etage Polizeidiener Rausch. Ein sehr dienstefriger Beamter, der selbst seiner Frau ein Protokoll machte, weil sie das Wasser im Winter auf die Straße ausgoß. Ein anderes Mal forderte er einen Binger Bürger auf, das Eis vor seinem Haus auf der Straße wegzunehmen. „Ja, Herr Rausch, ich werde es veranlassen.“ Einige Tage später war das Eis noch nicht fort.

„Herr ... Ich habe Sie doch beauftragt, das Eis wegmachen zu lassen.“

„Ja, Herr Rausch, ich habe zwei Männer bestellt.“

„Na, wen denn?“

„Peter und Paul, 29. Juni“.

¹ Bresmle: Beschneidung

Es war dies ein großes Gebäude mit Durchgang nach der Eselsgasse, wo auch die Einfahrt war. Der Hof und die Hintergebäude boten uns Kindern viel Platz zum Spielen.

Als der Großvater Groß nach Bingen zog und sein Weinkommissionsgeschäft seinen drei Söhnen Bernhard, Moses und Julius übergab, war das Büro auch in diesem Haus. Unser Vater hatte, seit er in Bingen wohnte, ein eigenes Geschäft, das wurde, wie oben erwähnt, mit den von unserem Großvater Groß geführten, unter der Firma W. Groß Söhne zusammengelegt. Die heute in der dritten Generation bestehende Firma konnte am 1. Januar 1935 auf ihr 100jähriges Bestehen zurückblicken.

Etwa zur selben Zeit gründeten Heinrich und Hermann Groß in Mainz unter der Firma Gebrüder Groß eine Weinhandlung. Unser Vater lieh seinen Brüdern zur Erleichterung einen Betrag von 5000 Gulden.

Am 6. März 1876 kam abermals der Klapperstorch und brachte Karl. Unser Vater war im Café Soherr und wurde gerufen. Ob er seine Partie Franzfuß² weiterspielte oder ob er gleich nach Hause kam, weiß ich nicht.

Böse Zungen behaupteten damals, unser Großvater Groß hätte Freund Adebar bestochen, da er in der Familie nur Jungens brachte. Ob etwas daran war? Es scheint so. Denn nach seinem Tode in 1881 kamen noch Paul und Oskar (1882), aber dann lauter Mädels.

Nachdem die Herren ihr Bankgeschäft auf die Mainzerstraße verlegt hatten und dorthin gezogen waren, litt es unsere Eltern nicht mehr in der Rathausstraße und Vater steigerte das Haus in der Gaustraße 9 von Familie Mundschenk.

Die Kinderschule von Fräulein Seibert und dann Fräulein Sobernheim besuchte ich eine Zeitlang und im Jahre 1879 kam ich in die Volksschule zu Lehrer Kellermann und im Jahre 1882 kamen wir drei Jungens in die Realschule. In der Realschule kam Wilhelm in die 6. Klasse, ich in die letzte und Karl in die Vorschulklasse.

Bei drei Jungens war das Schulgeld ermäßigt und deshalb wollte unsere Mutter, daß wir zusammen in die Realschule kämen. Aber diese Ersparnis hat sich schlecht rentiert, denn Wilhelm blieb gleich im ersten Jahre sitzen.

² Franzfuß (Franz zu Fuß): Altes Kartenspiel

In dieser Zeit war es auch, daß wir drei Jungens eines Sonntagmorgens nach Kreuznach zu Freunden unseres Vaters, Wolf, seines Berufes wegen Essigwolf genannt, gingen, da wir wußten, daß dort Geburtstag gefeiert wurde. Der Empfang in Kreuznach war sehr schön, aber der zu Hause weniger, unsere Hintern konnten noch einige Tage davon erzählen, aber daß wir 2. Klasse heimfahren durften, war etwas Neues. Es gingen die Jahre, es kamen die Jahre mit Freud und Leid, wie es das Leben bringt.

Im Hause mußte alles immer tipp topp sein, zu Ostern und Herbst das große Reinemachen und da hieß es „Isidor, schreibe eine Postkarte an Achenbach, Mainz, und bestelle eine Kanne Glanzlack“. Dann wurde alles gepinselt und gestrichen zum großen Leidwesen von Moses, der immer ins Büro mußte, wenn gestrichen war. Aber der Lack hatte auch sein Gutes, der hat das Haus zusammengehalten, sonst wäre es womöglich zusammengebrochen.

Mit den Jahren anspruchsvoller Bedürfnisse genügte auch dieses Haus nicht mehr. Es war kein Gas, keine Wasserleitung, kein elektrisches Licht, auch die Klos waren sehr primitiv, sie lagen außerhalb der Wohnung, was im Winter und bei schlechtem Wetter sehr unangenehm war.

Es reifte der Plan, das Haus abzureißen und einen Neubau zu errichten. Baumeister Göbel und ein Baumeister aus Kreuznach entwarfen Pläne und machten Kostenanschläge, die sich auf etwa 60000 Mark beliefen. Aber im letzten Augenblick wurde auch hiervon Abstand genommen. Wie ernst es mit dem Neubau war, ist ersichtlich, daß unsere Eltern während des Umbaus eine Wohnung in der Nahestraße in Aussicht nahmen. Am 24. Januar 1898 wurde die Frage dadurch gelöst, daß unsere Eltern von Ed. Sander das Haus Mainzerstraße 16 für 75000 Mark kauften. Mit vieler Mühe und Kosten wurde das Haus ganz neuzeitlich hergerichtet und Ende 1898 bezogen.

Nur drei Jahre konnten sich unsere guten Eltern an dem schönen Besitz erfreuen, als am 14. November 1901 ein unerbittlicher Tod sie uns wegnahm.³

Bedürfnislos für sich selbst, alles für ihre Kinder und andere lebten sie. Es soll das Andenken an sie gesegnet sein.

Isidor Groß
Stuttgart 1938

³ Sie starben während der Renovierung des Hauses an einer Kohlenmonoxidvergiftung, berichtet Ellen Pine.

Unser lieber Vater war ein überaus geachteter, angesehener Bürger, der keine Feinde hatte, sehr viel Gutes tat, jedem half, wo er nur konnte. In der Gemeinde war er mit Rat und Tat stets bereit, und wenn er es einrichten konnte, ging er jeden Samstag zum Gottesdienst. Er wurde auch nach dem Ableben seines Vorgängers Eduard Friedberg zum Vorstand gewählt.

Die Buben der damaligen Zeit waren sehr wild und ausgelassen. Stets zu dummen Streichen aufgelegt, saßen nicht viel über den Büchern und waren im Freien, sobald die Mutter die Augen abwendete. Das gab dann oft Zank und Reibereien, aber der Vater konnte sie nie streng bestrafen, immer nur vermahnen, auch dann nicht, als einmal wieder der Polizeidiener kam, sich über sie beklagte und zehn Mark Strafe holte, weil die Jungen über den Zaun in Augsteins Weinberg gestiegen waren und sich dort an den Trauben gütlich getan hatten.

Vater war ein sehr fleißiger, strebsamer Geschäftsmann, bei seinen Kunden sehr beliebt und fast jeden Morgen mußte er schon früh mit der schweren Tasche voller Weinproben an den Bahnhof gehen. Vorher aber vergaß er nicht uns Kindern von seinem Frühstück ein Stückchen Brötchen mit Ei bestrichen ans Bett zu bringen, ein Minglehen, wie er es nannte, das besonders gut schmeckte. Der Weg zum Bahnhof führte zumeist durch die Rheingasse, wo er bei seinem Schwager Lorch, dem Metzger, das Fleisch einkaufte, damit ein richtiges Stück auf den Tisch kam, nicht nur Knochen.

Trotzdem er meist ernst und bedächtig war, hatte er eine vergnügte Natur und war bei Gesellschaften und Familienfestlichkeiten stets guter Laune, zum Scherzen aufgelegt; er konnte über einen Witz lachen, daß ihm die Augen überliefen und er die ganze Tischrunde ansteckte, daß sie mitlachen mußten, wenn sie ihn ansahen.

Trotz seines Berufes, der ihn doch täglich Alkohol versuchen ließ, mußte er doch stets Maß halten im Trinken. Er konnte selten mehr als zwei bis drei Gläser guten Weines vertragen, dann wurde er überaus heiter und lustig, stieg auf Stuhl und Tisch, streckte die Arme aus und rief: „Kinder, das ist die Welt!“. Dann nahm Mutter ihn beiseite, er legte sich aufs Sofa und nach einer halben Stunde war er wieder frisch und bei der Gesellschaft.

Ein Vorfall, der uns, den wenigen von der Familie noch Lebenden, stets in Erinnerung bleibt, war sein Ritt durch die Stadt Bingen. Den Abschluß der

meist erfolgreichen Weinversteigerung des Hauses Geromont bildete stets ein sehr gutes Essen. Nach demselben wurde den Herren als Neuanschaffung ein junges Pferd vorgeführt und eins, zwei, drei stieg Vater auf und ritt durch die Schmittstraße – Gaustraße an unserem Haus vorbei bis zur Drususbrücke und wieder zurück. Mutter sah ihn zufällig voller Schrecken vorbeireiten, schickte Wilhelm schnell zu Onkel Hut, daß er nach Vater sehe. Aber bis dieser im Germont'schen Hof angekommen war, war Vater schon wieder abgestiegen und machte sich lustig über den Schrecken, den er verursachte.

Für mich bedeutete sein Ableben einen besonders schweren, unheilbaren Verlust. Wir verstanden uns sehr gut. Er half alle Sorgen heilen, und seine wohlwollenden Ratschläge wurden stets befolgt. Ihm wurde zuerst das Geheimnis anvertraut, wenn wieder ein Enkel unterwegs war und wenn mal wieder Krach mit Großvater Mayer war. Dann versuchte er, diesen von seiner Unvernunft zu überzeugen, was aber selten gelang.

Da er später nicht mehr so oft verreiste, wartete ich an meinem Spion täglich, bis ich von weitem den Kaisermantel, einen Havelock⁴ mit ganz großem Kragen und den großen Schlapphut, den nur er in Bingen trug, kommen sah und dann hatten wir unser Plauderstündchen. Auch in den drei Jahren, da die Eltern auf der Mainzerstraße wohnten, kam er täglich, nachdem er im Büro Gaustraße 9 seine Post gelesen hatte.

Als Emil Seligmann mich an jenem Donnerstagmorgen holte, mir unterwegs von dem Unglück berichtete, mich über den Schloßberg führte, da die Leute in der Stadt es schon wußten und mich darauf ansahen, da konnte ich so rasch noch nicht den ganzen Umfang des schweren Leides erfassen, das über uns hereingebrochen war.

Unsere Mutter war ein anderer Charakter. Stets streng und ernst gegen sich und andere, war sie selten zu Spaß und Lachen aufgelegt. Nur an eine Episode erinnere ich mich lebhaft, daß ich sie habe herzlich lachen gesehen. Sie verließ sehr selten das Haus, machte wenig Besuche oder ging spazieren. Mit ihrer weitläufigen Cousine Katchen Sichel verabredete sie sich aber eines Tages, nach Oberwesel zu fahren, um dort ihre beiderseitige alte Tante Meyer zu besuchen. Im Zug kamen die beiden Damen in ein

⁴ Havelock: Ärmelloser Herrenmantel mit Schulterkragen

so lebhaftes Gespräch, daß sie nicht beachteten, als die Stationen ausgerufen wurden, und stiegen schon in Bacharach aus. Sie gingen ein Stückchen die Straße entlang, die ihnen so fremd vorkam, sie fragten einen Vorübergehenden nach Tante Meyer, hörten, daß sie nicht am richtigen Ort. Der nächste Zug fuhr bald nach Oberwesel und der Kaffee dorten wurde eine Stunde später eingenommen. Aber als Mutter am Abend heimkam, lachte sie noch immer über dieses Abenteuer und in manchen Versen bei den verschiedenen Festlichkeiten der Familie wurde sie deshalb verhöhnt und besungen.

Mutter suchte so bescheiden als möglich den großen Haushalt in Schuß zu halten. Die Jungens kamen oft mit Hosen ohne Hinterteil und mit Strümpfen ohne Knie nach Hause. Es gab wohl gelegentlich auch einen Klapps, und Mathilde mußte dann alles wieder in Ordnung bringen und statt zu lesen oder zu Freundinnen zu gehen, hieß es am Samstagabend oder Sonntag die Werktagskleider zu flicken und neue Knie in die Strümpfe stricken. Am Montag Abend wurden die Sonntagsanzüge repariert und Mutter sah alles gut nach, daß auch kein Löchlein übersehen war.

Das alte Haus mit den vielen Unbequemlichkeiten, nur Petroleumlampen, die jeden Morgen geputzt werden mußten, kein warmes, und erst viel später fließendes Wasser, vorher mußte es im Hof an der Pumpe mit dem Eimer geholt werden. Immer wieder im Winter 3–4 Öfen in Brand zu halten, kostete viel Arbeit und Mühe, und da Mutter außerordentlich unnachsichtig war, daß alles stets tiptop und sauber, wechselten die Dienstboten sehr oft und Vater fuhr dann fort, mal wieder so ein Landpflänzchen zu holen. Es gab aber auch viele Wochen, in denen mußte ich, ehe ich um 2 Uhr wieder zur Schule ging, das Ofengestell aus blinkendem Metall mit Rostpapier abreiben, daß man sah, daß es geputzt war. Unsere Mutter war ein schwerfälliger Mensch, sie verstand es nicht, sich und anderen das Leben leicht zu machen.

Während der Ferien durften Anna und ich immer nach Mainz zu Onkel Siegfried, Mutters Bruder, Mitternacht, wo die Tochter Eva, die älteste der fünf Kinder, den Haushalt führte, da die Tante schon jung gestorben war. Onkel Siegfried war ein feiner, kultivierter Mensch, von dem wir viel lernten, den wir sehr gern hatten, und war der Aufenthalt für mich dorten stets Feiertag. Die Firma, in der er arbeitete, spätere Metallgesellschaft, wurde dann nach Frankfurt verlegt und auch dorten waren wir oft Gäste.

Im Jahre 1885 brachte Onkel Hut mich nach Nancy ins Pensionat Aron. Es war den Eltern von einer Verwandten von Tante Johanna, deren Tochter auch dorten war, empfohlen worden, doch habe ich mich nicht sehr wohl dorten gefühlt. Es war keine Gelegenheit, weder Verstand noch Wissen dorten zu bereichern.

Die meisten Mitschülerinnen waren Elsässer, die halb deutsch, etwas jiddisch, schlechtes Französisch sprachen, keine Kinderstube hatten und die uns Deutschen wenig zusagten. Einige kultivierte Menschen, mit denen ich meist verkehrte, waren da und hatte ich mich besonders mit Eugenie Lehmann aus Fürth angefreundet, die auch mit zwei anderen auf unserer Hochzeit waren. Wie leicht wäre es für mich, wenn ich noch in der Gaustraße 42 lebte, das Album mit den Gesichtern herauszuholen, Erinnerungen aufzufrischen und zu erzählen.

Onkel Hut stellte mich in Nancy Madame May vor. Der Ehemann lebte nicht mehr und deren Kinder, Familie Kinbourg, mit zwei Töchtern und Mr. Gaston, der unverheiratete Sohn. Auch die alte Tante Zerle, die Urahne der Familie, habe ich noch ein oder zweimal besucht. Jede zweite Woche durfte ich den Sonntag Nachmittag bei den Verwandten verbringen.

Dort sah ich zum ersten Male einen jour fixe und wie es bei Leuten mit einem höheren Lebensstandard zugeht, doch machte mich all das Neue eher stumm und scheu, als daß ich es recht genoß. Das Gänschen, das über den Rhein gegangen war, kam als Giggag⁵ wieder heim!

Ich muß noch von meiner Tanzstunde erzählen. Alljährlich versammelte Herr von Hoff die Jünglein und Mädchen der besseren Gesellschaft Bingen im Englischen Hof, um diesen die höhere Kunst des Tanzens beizubringen. Viel kann ich mich an diese Monate nicht erinnern, nur an meinen Kavalier Meyer. Er war tätig im Büro der Gräff'schen Fabrik auf der Gaustraße, die von den Feists (Rothände Cigaretten) übernommen wurde und eines Nachts in Flammen aufging.

Ich schien ihm zu gefallen, denn er brachte mir stets, wenn er mich zur Tanzstunde abholte, ein Anstecksträußchen, heute Corsage genannt. Er überließ mich selten einem anderen Tänzer, und da er ziemlich steif und

⁵ Giggag: Im Kinderlied Kennungslaut der Gans: also „kam als große Gans heim!“

ungelenk war und nicht gut tanzte, habe ich es nie in meinem Leben gut gelernt. Aber er war ein treuer Verehrer und ich hatte am Schlußball den schönsten Strauß.

Onkel Hut, der sich sonst wenig um uns Kinder kümmerte, aber sicher über alles informiert war, war froh, als diese Zeit vorbei war, denn er hatte gefürchtet, daß Meyer mich sehr interessierte und er mein Zukünftiger werden würde.

Noch einiges aus meiner frühesten Jugend fällt mir ein von unserem lieben Vater, das ich erzählen muß.

Vater hatte sehr treue, anhängliche Kunden, besonders in Frankfurt, erstklassige Weinfirmen, die heute längst nicht mehr existieren, wie La Roche & Allinger, Manskopf Sarasin, Manskopf Söhne und viele andere. Für letztere Firma kam der Vertreter, Herr Hok, nach Bingen und mit diesem fuhr Vater aufs Land zum Einkauf. Die Herren kamen spät am Abend zurück, es war ein gutes Abendessen vorbereitet und hinter dem Büro in dem recht freundlichen kleinen Fremdenzimmer logierte Herr Hok. Wir Kinder wurden immer ermahnt leise zu sein. Dies dauerte oft vier bis fünf Tage, die sehr anstrengend für Vater waren und er war froh, wenn sie vorüber waren.

Andere Kunden aus der Pfalz und Neustadt an der Haardt kamen im Frühjahr besonders zum Einkauf. Dann wurden ungezählte Proben aus allen Orten Rheinhessens im Kelterhaus auf lange Tische aufgestellt und stundenlang probiert. Onkel Moses und Julius fuhren die nächsten Tage zu den Bauern, verhandelten mit diesen und kauften die Weine.

– Kapitel 3 –

Heirat und Eigenheim

Mutter hatte, wie dies früher so üblich war, schon lange für meine Ausstattung gesorgt und eingekauft. Von dem wöchentlichen Wochengeld, das sicher nicht sehr üppig war, wußte sie immer einige Mark für diese Ausgaben beiseite zu legen. Da kamen die Frauen aus dem Vogtland mit großen Hocken auf dem Rücken, in denen sie die selbst geklöppelten Spitzen von Haus zu Haus trugen und stets bei uns eine gute Abnehmerin fanden. Heute sind noch viele dieser Einsätze aus Spitzen nach 62-jähriger Benutzung in meiner Bett- und Tischwäsche.

Mutter hatte eine gute Wäschenäherin, die diese Spitzen verarbeitete, und dann schickte Mutter mich in den Garten, wo ich stundenlang Namen einstickte oder häkelte. Oft nahm ich die Handarbeit am Nachmittag und ging zu Tante Johanna, meiner Lieblingstante, die auch die Fortschrittlichste und Gescheiteste der Familie war, und arbeitete bei ihr. Sie brachte auch bald den Plan, daß Marx Mayer der richtige Mann für mich sei, und wir trafen uns öfters mal bei ihr in der Nahestraße. Im Grund meines Herzens wäre die Großstadt mir viel lieber gewesen, dort öfters mal ins Theater oder in ein Konzert zu gehen, als mein Leben in dem kleinen Bingen zu verbringen. Aber der Großstädter zeigte sich nicht und als Mensch war M.M. mir sympathisch und lieb und nachdem ich den Mayers Eltern gut zu gefallen schien, wurde die Verlobung beschlossen.

Am 27. November 1887 gegen Abend kam Marx in unser Haus, wir wurden in der Wohnung alleine gelassen und gar nicht lange dauerte es, daß ich den ersten Kuss von meinem Mann bekam und wir im Spiegel betrachteten, wie wir als Brautpaar aussahen.

Dann gingen wir zu den Mayers Eltern und wieder zurück in die Gaustraße 9 und sicher kamen nach dem Abendessen alle Verwandten, denen Karl oder Isidor die wichtige Neuigkeit gebracht hatte. Als am Vormittag beim Konditor Barazi ein Kuchen bestellt wurde, fragte dieser schon, ob er nicht zwei schnäbelnde Täubchen als Verzierung darauf setzen dürfte.

Die Hochzeit wurde auf Mittwoch (zur damaligen Zeit üblich), den 11. April 1888, festgesetzt und waren diese Monate eine anstrengende Zeit für mich. Zufällig war neben Gaustraße 9 eine Vier-Zimmer-Wohnung in dem Augsteinschen Haus im ersten Stock frei, im zweiten Stock wohnte Schulinspektor Krämer mit seinen sechs Kindern schon lange, diese wurde sofort gemietet.

Die Möbelfrage brachte uns keine großen Sorgen, denn die Eltern Mayer, die sie ja auch bezahlten, verfügten, daß ich die gleichen haben müsse wie Rosa Kaufmann in Frankfurt. Selbst ein kleines Schränkchen in dem Salon, das ich gerne gehabt hätte, wurde nicht genehmigt.

So bekam Holzinger in Kesselstadt den Auftrag und von dessen guter Arbeit und Solidität können heute noch manche Stücke zeugen.

Von dieser Zeit datiert auch die kühle Verwandtschaft mit Tante Rosa in Mainz. Sie hatte ihrem Möbelhändler versprochen, daß dieser unsere Zimmer einrichten dürfte, dafür sollte sie sich ein passendes Stück in ihre Wohnung, das sie gerne hätte, aussuchen. Simon Mayer war anderer Meinung. Tante Rosa hat uns nie in Bingen Gaustraße 42 besucht, selbst wenn sie gegenüber bei Addi und Karl Brück war, ebenso ihr Sohn Alphons, der uns Binger kaum kannte, nur bei Beerdigungen der einzelnen Familienmitglieder nach Bingen kam.

Lange Besprechungen gab es mit der Hofschneiderin für lange Jahre, Frl. Christmann, die selten pünktlich war, stets in der letzten Minute ablieferte. Als ich mit meinem Bräutigam nach Frankfurt fahren wollte, wartete dieser schon einige Zeit unten im Wohnzimmer auf mich, da Frl. Christmann das neue Kleid noch nicht geschickt hatte und dann waren noch viele Nähte mit Stecknadeln gespickt, so daß ich mich kaum zu setzen wagte. Für die Ziviltrauung war ein schwarzseidenes Kleid vorgesehen und unsere beiderseitigen Väter waren mit auf dem Standesamt, aber sicher wurde dabei kein so festlicher Akt gemacht als bei unseren Eltern. Einige Pensionsschwestern hatten ihr Kommen für diesen Tag zugesagt. Anna und Emil Seligmann sollten meine Busenfreundin, Eugenie Lehmann aus Fürth, an der Bahn abholen und empfangen uns beim Heimkommen mit der Nachricht, daß Eugenie so hastig aus dem Zug gesprungen, dabei gefallen sei und den Arm gebrochen habe. Dr. Ebertsheim richtete ihn ein, aber sie kam zur Hochzeit mit dem Arm in der Schlinge. Mit Eu-



Mathilde Mayer wohnte von 1889 bis zu ihrer Flucht in die USA im Jahr 1937 in diesem Haus in der Gaustraße (damalige Nummer 42).

genie, die sich bald ins Rheinland verheiratete, ihre Schwester lebte in Koblenz, verband uns noch lange Jahre Freundschaft.

Im Hotel „Weißes Roß“ wurde die Trauung und auch die Hochzeit abgehalten. Mit Mutter im Wagen dorthin, bemerkte ich plötzlich, daß ich das Brautbouquet vergessen hatte, so mußte die ganze Hochzeitsgesellschaft warten, bis jemand zurückgefahren war, es zu holen. Lehrer Lebrecht vollzog die Trauung, und ich erinnere mich, daß ich froh war, als er seine nichtssagende Rede abgelesen hatte.

Wäre ich jetzt in der Gaustraße 42, holte ich aus der Kommodenschublade die verschiedenen Toaste, Reden und Lieder, die gehalten wurden und die diese Gesellschaft gut unterhielten und amüsierten. 40–50 Personen waren da, ich weiß davon nichts mehr zu sagen.

Gegen 5 Uhr verschwand das Brautpaar, Kutscher Gahr fuhr uns nach Hause zum Umkleiden und dann ging's auf die Hochzeitsreise.

Schade, daß ich nicht zeichnen kann, ich sehe mich noch heute in dem fest anliegenden hellbraunen Mantel, von oben bis unten mit Knöpfen versehen, die bis heute noch keine neue Verwendung gefunden haben, mit dem passenden Herrenhütchen mit Schleier um das Kinn gebunden abreißen. Da ich noch nicht mit meinen fast 19 Jahren in einem Hotel geschlafen hatte, machte das die Reise für mich doppelt anziehend. Aber auch Vater war nicht weit in der Welt herumgekommen, nie im Ausland gewesen und hatte wenig große Städte gesehen. Seine Lehrzeit hatte er beim Onkel Kaffeemeyer in Diez verbracht und war dann nach Hause ins väterliche Geschäft gekommen.

Im Hotel Karpfen in Mainz stiegen wir zuerst ab, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsgründen in diesem zweitklassigen Hotel. Von dort ging es nach Stuttgart, wo wir Donchen besuchten, dort wohnten wir im Marquardt. Nürnberg besichtigten wir eingehend, fuhren nach Fürth zur Mutter von Eugenie Lehmann. In München in den „Vier Jahreszeiten“ feierten wir meinen 19. Geburtstag und Marx schenkte mir ein hübsches bescheidenes Bröschchen, das er zu meiner Verwunderung die ganze Zeit in unserer Reisetasche hatte, und ich nicht gesehen hatte. Weiter über Salzburg, Berchtesgaden, Königsee nach Wien, wo wir uns etwas länger aufhielten. Aber lange hielt es Vater draußen nicht aus, er bekam Heimweh und nach 14 Tagen waren wir wieder daheim.

Unsere Wohnung war inzwischen eingerichtet worden, auch ein Dienstmädchen gemietet, Kätchen aus Niederheimbach. Wir haben sie mit den Kindern später, als sie verheiratet war, öfters dorten besucht. Ein ordentlich, gut angelerntes Mädchen, die vier Jahre bei den alten Hassemers am Ende der Schmittstraße gedient hatte. Diese wollten ihr die Aufbesserung von 2 Mark monatlich, von 12 auf 14 Mark nicht geben und sie kam gerne zu uns. Sie war älter und so viel erfahrener als ich und ich habe viel von ihr gelernt. Vater war ein strenger Liebhaber und ich bin ihm noch heute dankbar, daß er nicht nachgab, wenn er es für recht hielt.

Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, muß ich sagen, daß ich nicht auf Rosen gebettet war und mir das Leben leichter gedacht hatte. Simon M. ließ keine ruhige Zeit aufkommen. Um 6 Uhr schellte er fast jeden Morgen so

lange, bis Marx zum Fenster hinausschaute, dann rief er: „Es ist Zeit, um 7 Uhr mußt du in Büdesheim sein.“ Da gab es kein Pardon; wenn Vater nicht bald kam, schellte er wieder und für Frühstück blieb nicht lange Zeit. Aber um 9 oder 1/2 10Uhr stand der Braune mit dem Wägelchen vor der Türe. Dann hatte Marx guten Appetit und ich sorgte dafür, daß stets etwas Warmes auf den Tisch kam.

Mutter Adelheid war keine sehr liebenswürdige, herzliche Schwiegermutter. Sie war aus Idstein, geb. Wolff, Pferdehändlerfamilie und ihren Bruder Jessel, ein braver, herzlicher Mann, liebten wir sehr, besuchten ihn und Tante Bertha manchmal. Ich erinnere mich, daß wir an einem schönen Sonntag, da wir öfters mit den Kindern weite Spaziergänge machten, von Wiesbaden in Idstein ankamen, zu Fuß.

Man mußte der Großmutter zugute halten, daß sie seit 10 Jahren herzleidend war, fast nicht gehen konnte, an den Stuhl am Fenster im Wohnzimmer gefesselt war. Die Männer waren meist in Büdesheim, aber der Großvater, wenn auch noch so viel zu tun war, fand immer eine halbe Stunde Zeit, um nach Hause zu fahren und nach ihr zu sehen. Er hat sie sehr verwöhnt und mit so viel Liebe umgeben, die er nur fähig war und für keinen anderen aufbrachte, denn wir hörten selten ein gutes Wort von ihm.

Da Friedrich Kaufmann die Eltern mit „Sie“ anredete, wäre es ein unerhörtes Unterfangen von mir gewesen, nicht das Gleiche zu tun, obwohl Marx zu meinen Eltern stets „Du“ sagte. Mit dieser formellen Anrede kommt so leicht kein warmer Ton auf. Als ich einmal zu ihr sagte: „Mutter, Sie sind doch so viel allein“, war die Antwort: „Stets in der besten Gesellschaft“. Wenn man ihr ein Stückchen Kuchen brachte oder wenn ich dachte in meiner jungen Ehe etwas besonders Gutes gekocht zu haben, sie tadelte es nicht wie Simon Mayer, aber sie aß es meist auch nicht. Es waren stets gute Dienstboten im Haus, die sie bedienten, sodaß sie nie etwas zu tun brauchte.

Ich erinnere mich nicht, daß sie je in der Augsteinschen Wohnung bei uns war, in der wir nur ein Jahr wohnten und in der Willy unter schweren Nöten und Hilfe des alten Dr. Ebertsheim mit der Zange ohne Narkose geboren wurde.

Fast am Ende der Gaustraße gelegen, drei Häuser von dem Simon Mayer Haus, wurde der Van de Loosche Besitz nach einem Jahr frei und wir kauf-

ten ihn für 45000 Mark. Er war für den Weinhandel sehr geeignet, hatte ein schönes Kelterhaus und schöne hohe Keller. Das Haus war drei Jahre vorher neu hergerichtet, so daß wir es gleich beziehen konnten.

Da konnte ich Mutter Adelheid öfters den Jungen bringen, an dem sie viel Freude hatte, ihn ihr auf den Schoß legen, oder als er sitzen konnte, auf die Fensterbank, die sehr breit war, setzen. Sein erstes, ein kariertes Kleidchen, hatte er von ihr zum ersten Geburtstag bekommen, aber diesen Tag erlebte sie nicht mehr, da war ihre Beerdigung.

Es ist nicht zu beschreiben, wie Simon M. sie betrauerte, solange er lebte. Er war untröstlich, ein Stück seines Herzens war mit ihr gegangen. Unzugänglich gegen jeden gab er sich unbehindert seinem Schmerz hin. Da der gute Einfluß, den Mutter Adelheid auf diesen hatten, unbegrenzten Charakter hatte, fehlte, war dies für seine Umgebung eine unglaublich schlimme Zeit.

Großvater war nie sehr religiös gewesen, aber die beiden Söhne mußten, wenn irgend möglich, jeden Morgen und Abend zur Synagoge gehen und Kaddisch sagen. Das ganze Jahr brannte das Totenlicht im Schlafzimmer.

Simon Mayer war von Jugend auf ein unverträglicher Charakter gewesen, von seinen 8 Geschwistern war er mit 7 in Feindschaft, und selbst mit deren Kindern durften wir nicht verkehren. Nur eine Schwester, Julchen, die mit Lehmann Kahn in Birkenfeld, Pferdehändler, verheiratet war, besuchte uns manchmal. Eine ihrer Töchter hat sich auch nach Bingen mit Moritz Mayer, Weinhändler, verheiratet und da war stets gute Freundschaft. Ein Neffe, Eduard Kahn, in Wiesbaden, dessen Eltern verstorben waren, holte sich hie und da Rat bei Onkel Simon. Er heiratete eine schöne Mainzerin, die auch Marx und mir sehr sympathisch war, und wir freundeten uns, da wir auch durch die Kinder viele gemeinschaftliche Interessen hatten, sehr an. Wir machten oft Sonntagsausflüge zusammen oder trafen uns in Eltville oder Walluf an heißen Sonntagnachmittagen. Leider ist Ida an Krebs schon sehr jung gestorben, wir betrauernten sie sehr.

Rosa kam nach dem Tod der Mutter für einige Tage von Frankfurt, suchte dem Vater Trost zuzusprechen und brachte den Haushalt in Ordnung. Da selten im oberen Stock in den Schränken nachgesehen war, merkte sie erst jetzt, daß die Dienstboten fast alles an Wäsche und Kleidern, was darin aufbewahrt gewesen, mitgenommen hatten.

Es wurde eine jüdische, etwa 30jährige Hausdame engagiert, die für die beiden Herren sorgte, kochte und das Haus sauber hielt. Sie hatte kein leichtes Leben, unendlich oft gab es Zank und Streit, dann mußte Rosa und Kaiser Friedrich, wie Simon Mayer Friedrich Kaufmann nannte, kommen und sie schlichteten für eine Zeitlang.

In meinem Elternhaus war mit meiner Heirat der Haushalt kleiner geworden. Wilhelm und Isidor hatten Ostern die Realschule absolviert und waren nach Frankfurt in die Lehre gekommen. Wilhelm kam in ein Ex- & Importgeschäft, L.S. Mayer, war zwei Jahre dorten, dann ein Jahr in Paris. Isidor, der doch das Bankhaus Seligmann später übernehmen sollte, wurde Lehrling in der Bankfirma Emil Budge. Nach einem Jahr sagte sein Chef zu ihm: „Mein Lieber, du warst ein ordentlicher Lehrling, jetzt bist du Commis, aber nicht bei mir.“ Er kam zu den Herren in der Mainzerstraße ins Büro.

Anna brauchte keine Hosenboden mehr zu flicken und Strümpfe zu stopfen. Sie klagte viel über Kopfweg und wurde viel verwöhnt. Es gab noch einige Festlichkeiten in der Gaustraße 9. Karls Bar Mizwa, die Silberhochzeit der Eltern, doch kann ich mich nur noch sehr wenig an diese Zeit erinnern.

Wohl aber an Annas Hochzeit, die mit großem Pomp gefeiert wurde. Wilhelm Lichter aus Bruchsal, in Stuttgart wohnhaft, war nur einmal nach Bingen gekommen, uns zu besuchen. Er kam, sah und siegte und rasch waren sie verlobt. Ferdinand Katz, der Schwiegersohn von Tante Caroline, Mutters Schwester, der in Bruchsal ein Tabakgeschäft hatte und Lichters gut kannte, hatte ihn vorgeschlagen.

Der alte Lichter war ein sympathischer, rechtlicher Mann. Er hatte bei der Heirat seinem Sohn die Teilhaberschaft der Firma Hirsch und Lichter abgetreten. Die Spirituosenfabrik war in Bruchsal, wo die drei Schwestern von Wilhelm Lichter wohnten, deren Männer auch in der Firma tätig waren. Das Büro war in Stuttgart, wo der andere Teilhaber Louis Hirsch das Regiment führte. Ein gescheiter, tüchtiger Geschäftsmann, der meist nach seinem Gutdünken disponierte und sich nicht gern hineinreden ließ.

Diese Verlobungszeit war für Mutter eine arbeitsreiche, aufregende Zeit mit all den vielen Besuchen. Da galt es auch für mich fleißig zu helfen, bis

alles, was zur Aussteuer gehörte, erledigt und besorgt war.

Für Mai war die Hochzeit festgesetzt und da in dieser Zeit meist schönes Wetter, wurde der Polterabend in dem Hotel auf dem Rochusberg gefeiert. Viele Gäste waren schon gekommen. Die Lichters sind eine große Familie und sie dachten sich in Bingen einige schöne Tage zu machen und genossen diese Tage auch, die Rechnungen der verschiedenen Hotels zeugten davon.

108 Personen waren diesmal im „Englischen Hof“ versammelt, die Trauung in der Synagoge hielt Dr. Grünfeld. Noch lange erzählten sich die Binger von den tiefdekolletierten Kleidern der Mainzer Tanten.

Eine Woche bevor das Ehepaar von der Hochzeitsreise heimkam, fuhr ich nach Stuttgart, um in der Schloß-Straße die Wohnung für sie bereit zu machen. Da standen die leeren Möbel und 50 Kisten und Kasten mit der Wäsche, Betten, Hochzeitsgeschenken, die in einem Waggon von Bingen geschickt waren, und die ich nun auszupacken und einzurichten hatte. Ich war ganz fremd in der Stadt, wußte nicht, wo Lebensmittel und all die Kleinigkeiten kaufen, die man daheim als selbstverständlich hat. Donchen ging mir sehr mit Rat und Tat zur Hilfe. Solange Anna in der Schloßstraße lebte, war der Wäscheschrank und vieles andere noch genau so wie ich es eingerichtet hatte.

Für den letzten Abend hatte ich noch ein Billet für die „Meistersinger“ und dann fuhr ich übermüdet wieder nach Bingen zurück.

Da erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Onkel Lambert sich bei dem Polterabend auf dem Rochusberg erkältet hatte, Lungenentzündung bekam und bald danach starb. Er war ein äußerst bescheidener einfacher Mensch, der neben Onkel Hut nicht recht zur Geltung kam. Wir Kinder hatten ihn sehr gern und betrauernten ihn aufrichtig. Es war eine große Lücke, wenn wir auf die Mainzerstraße kamen und die Herren besuchten.

Als ich von Stuttgart wieder daheim war, überlegten wir nicht lange und bestellten uns ein zweites Kind. Da ich bei Willys Geburt noch nicht zwanzig Jahre alt war, hieß es, ich sei zum Stillen zu jung und es wurde eine Amme (Ammelieschen) durch einen Arzt in Wiesbaden engagiert. Eine schöne, gesunde junge Frau in der Schwalmer Tracht mit zehn Rücken

übereinander, kam an, und als Vater, der sie an der Bahn abholen wollte, sie sah, genierte er sich mit ihr durch die Stadt zu gehen und gab einem der Ecksteher 50 Pfennig, daß er sie auf die Gaustraße 42 begleitete. Sie hatte ihr Kind dorten ihrer Schwiegermutter überlassen, es starb bald und sie führte 9 Monate das Regiment im Haus.

Willy gedieh sehr gut, war ein kräftiger, schöner Bursche, dem es gut schmeckte und der es sich wohl sein ließ.

Solange hatte ich nur die angenehmen Seiten als Mutter kennengelernt, aber als Lieschen wieder heimfuhr und Willy seine Milch aus der Flasche oder Brei essen sollte, schrie er zwei Tage und Nächte jämmerlich. Als er sich dann fügte, trank er die Milch aus der Tasse, Brei hat er nie gemocht.

Er machte Eltern und Großeltern viel Freude, wuchs gesund und kräftig heran, nur bekam er sehr oft im Winter Halsentzündung. Dann mußte er zu Bett liegen und ich las ihm stundenlang vor. Besonders das Chinesenbuch liebte er, das ihm Onkel Hermann Groß in Mainz gekauft hatte, als wir ihn auf dem Schillerplatz dorten trafen. Wahrscheinlich hatte ich Willy mitgenommen, um ihm ein neues Kleidchen zu kaufen, vielleicht zu Annas Hochzeit, denn die Jungen trugen damals, bis sie zur Schule kamen, Kleider. Aber bevor ich das Baby bekam, fuhr ich mit ihm nach Frankfurt zum Spezialisten, Dr. Gerny, und der lachte mich aus wegen der wollenen Unterwäsche. Seine Verordnungen: Jeden Morgen und Abend den Jungen mit Essig und Salzwasser abzuwaschen, nur dünnes Unterzeug. Von dieser Zeit war Willy stets gesund.

So schlimm die Entbindung bei Willy war, so leicht kam unser zweiter Junge. Vormittags am letzten Tag Pessach, am 7. April 1893, spürte ich, daß meine Zeit da war, und Vater bestellte die Hebamme, Frl. Hitzel, die durch die Gartentüre, an der Nahe entlang kam, daß niemand sie sah, und bereitete alles vor. Es war warmes, schönes Wetter und die Eltern und Großvater Mayer saßen am späten Nachmittag mit uns unter dem Birnbaum im Hof. Als sie zum Abendessen fortgingen, meinte Simon Mayer zu meiner Mutter: „Es wird bei Mathilde nicht mehr lange dauern“. Marx holte, als sie fort waren, rasch die Hebamme und den Doktor, und da Mutter durch Großvater Mayers Bemerkung stutzig gemacht war, kamen die Eltern nach zwei Stunden wieder. Da war der Junge schon geboren. Als Dr. Ebertsheim wegging, konnte er den Verwandten, die aus dem Theater

kamen, im Frühjahr kam jedes Jahr eine mittelmäßige Truppe nach Bingen, das frohe Ereignis mitteilen.

Wir hatten uns mit Annelieschen schon zeitig in Verbindung gesetzt. Ihr Junge war schon etliche Monate alt, aber sie kam gerne wieder. In dieser Zeit hatte sie sich nicht so gut bewährt als bei Willy.

Fast zu gleicher Zeit wurde bei Jacob Nau, Mainzerstraße, ein Baby erwartet und sie hatten eine Schwägerin von Lieschen engagiert, die keine zuverlässige, ordentliche Frau war.

Bingen bekam in dieser Zeit eine neue Wasserleitung und Arbeiter waren sehr gesucht. Naus Amme bemühte sich, daß die beiden Männer dabei Arbeit fanden, aber weder für die Stillenden noch für die Babys war dies gut und wir mußten Lieschen schon früher entlassen.

Ernst war ein sehr zufriedener, ruhiger Junge. Es aß seinen Brei und trank die Milch, ohne zu murren, aus der Tasse, schmunzelte stillvergnügt in seinem Bettchen und schlief ein.

Bei seiner Beschneidung waren alle Verwandten eingeladen, bei Willys Geburt waren wir noch in der kleinen Wohnung, auch hatte die jüdische Pflegerin, die ich hatte, darauf bestanden, daß sie das Essen kochen wollte, es war nicht gut und ich war schlecht versorgt.

Vor Ernst war am 17. März in Stuttgart ein Junge angekommen. Ob Mutter bei Anna war, weiß ich nicht mehr, nur erinnere ich mich, daß die Männer sehr vergnügt von dort zurückkamen. Siegfried Friedmann, der Mann von Donchen, hatte sie so gut unterhalten und es sei so munter und amüsanter gewesen.

Marx hatte nun durchgesetzt, daß Kilian, der Vorarbeiter, der in Bingerbrück wohnte, jeden Morgen bei Großvater den Schlüssel holte, dieser mit ihm sprach, was zu tun sei, so daß die Herren nicht immer so früh nach Büdesheim mußten. Das Geschäft vergrößerte sich mehr und mehr, es war rentabel und gut. Die Kunden, die kamen, wurden aufmerksam bedient, denn sowohl Simon Mayer als auch Marx kannten den Bedarf von jedem und wußten diesen die richtigen Proben vorzusetzen.

Herr Lutterbeck, der in Münster in Westfalen eine große Weinstube hatte, ein feiner, kultivierter Mann, kam jedes Jahr mindestens einmal. Er wurde von Valentin im Wägelchen am Bahnhof abgeholt, nach Büdesheim gefahren, wo alles auf ihn wartete. Dann schickte ich das Mittagessen in einem Korb, den das Mädchen auf dem Kopf trug, hin. Bestecke und Porzellan waren vorhanden, im Stübchen auf dem Plattofen wurde alles gewärmt und wenn das Mädchen ein bißchen aufmerksam war, gut serviert. Marx war sehr streng, es durfte nichts fehlen und ich hatte gut für alles zu sorgen.

Später kam Herr Lutterbeck nicht mehr selbst. Dann suchte sein Schwiegersohn, Herr Bruns-Wüstefeld, für ihn die Weine aus, schickte wohl auch mal Proben nach Münster, aber er war beim Laden der Fässer stets in Büdesheim.

Mit Herrn Bruns hatte Marx sich sehr angefreundet. Einmal, oft noch öfters, fuhr er nach Rüdeshcim in der Woche, und die intimsten Eheerlebnisse wurden ausgetauscht. Auch wir Frauen trafen uns manchmal und ich erinnere mich, daß wir zur Bescherung dorten eingeladen waren. Die beiden Jungen waren mit uns, es war sehr kalt, nebligtes Wetter und in ein paar Stunden, die wir dorten verbrachten, war der Rhein so voll Eis, daß kein Schiffchen mehr über den Rhein fuhr. So mußten wir mit der Bahn nach Mainz fahren und von da nach Bingen, eine unangenehme und umständliche Fahrt.

Ein anderer regelmäßiger Kunde war Herr Heck aus Diez. Wenn er in Büdesheim fertig war, kam er stets zum Abendbrot zu uns. Nach demselben ging Marx mit ihm zum gemütlichen Abendschoppen zu Göbel für ein bis zwei Stunden. Er pflegte im „Goldenen Pflug“ zu übernachten, und am nächsten Tag wurde der Wein schon geladen.

Aber auch durch Agenten wurden viele Weine verkauft, Leo Legitta kam oft und viele andere. In späteren Jahren verkaufte Marx viel an sehr angesehenen Firmen. Falk-Bramigh war ein sehr guter Abnehmer für die Weinstube Kempinsky in Berlin und mit dessen Nachfolger machte Vater gute Geschäfte, denn er verstand es gut, die Weine so zusammenzustellen, daß sie den Käufern mundgerecht waren.

Ein Kunde hatte die Firma in Honnef am Niederrhein, den Marx besuchte und dort mußte er stets zu seinem großen Leidwesen mitessen. Dort gab es oft kalte Obstsuppen.

Tante Johanna machte nun Pläne, daß auch Adolf unter die Haube sollte. Emma Isay, Tochter von Isidor Isay aus Trier, schlug sie vor, ein hübsches blondes 22jähriges Mädchen. Der Vater, ein feiner, gebildeter Mann, dessen Frau jung gestorben war. Er war kein guter Geschäftsmann, hatte kein Geld, verheiratete sich der Kinder wegen mit einer etwas gewöhnlichen, aber sehr reichen Frau, Tante Babette. Dadurch konnte er seinen Söhnen ermöglichen, ein Holzgeschäft zu gründen, das sehr gut florierte, und für Emma die Mitgift aufbringen. Adolf war ein sehr schöner Mann, konnte sehr den Mädchen gefallen, auch Rosa Seligmann (jetzt Rosa Reis), die einige Tage bei uns zu Besuch war, hätte ihn gerne geheiratet, aber ob Rosa Kaufmann dagegen gesprochen, da sie zu intelligent war, oder ob Simon Mayer keine Schwiegertochter haben wollte, deren Mitgift von Onkel Hut kam, weiß ich nicht. Für Adolf wäre so eine resolute, geistig rege Frau viel besser gewesen. Da der Oberstock in Gaustraße 34 frei war, wurde dieser für das junge Paar eingerichtet, aber mit S. Mayer zusammen zu wohnen, war nicht so leicht. Großvater bemühte sich zwar ihr sehr zu Liebe zu sein, sie sprach ihn auch mit Du an. Als er von der Verlobung in Trier zurückkam, bot er mir diese Anrede auch an, doch ich war zu sehr an das Sie gewöhnt, fiel immer wieder darauf zurück. Auch Emmas Wünsche wurden bezüglich der Einrichtung der Wohnung berücksichtigt und soviel ich mich erinnere, nicht alle Möbel bei Holzinger bestellt.

Die Hochzeit wurde in Trier gefeiert. Ich konnte nicht mit, denn Nummer 3, nicht bestellt, aber auch nicht unerwünscht, war auf dem Wege, und ich sollte nicht reisen. Unser Vater, auch Onkel Moses und Tante Johanna, die sehr lustig und vergnügt sein konnten, waren dabei und die guten Moselweine, die es bei der Festlichkeit gab, hatten gute Stimmung gebracht. Das Motto war: Tante Babette bezahlt alles. Und danach wurde gegessen und hauptsächlich getrunken. Noch einige Flaschen wurden für die Heimfahrt mitgenommen, in kleinen Gläschen, tout-de-suite Gläschen, wahrscheinlich so genannt, da sie in einem Schluck ausgetrunken wurden, und in sehr animierter Stimmung kamen sie alle zurück. Diese Hochzeit blieb noch lange in Erinnerung, und es wurde viel davon geredet.

In der Neujahrsnacht 1896 wurde Alice geboren. Bruder Wilhelm war noch bis 9 Uhr bei uns, Mutter hatte ihn geschickt, um zu sehen, wie es mir geht. Sobald er fort war, eilte Marx zur Hebamme und zum Arzt. Unterwegs begegnete ihm ein Bekannter, der ihn frug, ob er nicht zum Cäcilienball komme, er antwortete: „Ich besorge nur einen Neujahrsweck.“ Um 3 Uhr

schon war das Baby geboren, Doktor und Hebamme gingen zeitig heim und Marx konnte nicht abwarten, das Mädchen, mit dem sich jeder freute, denn Jungens waren vorherrschend in der Familie, anzusagen. Um 6 Uhr schellte er schon bei den Eltern und Verwandten und große Freude herrschte, daß es eine Tochter war.

Diesmal hatten wir uns eine Amme aus Wörrstadt aus Rheinhessen besorgt, ein ordentliches Mädchen, die auch im Haushalt ein bißchen half und die Kinder lieb hatte.

Nach drei Monaten ging der Haushalt ganz ordentlich und ich entschloß mich, mit Willy, der das erste Jahr zur Schule ging, die Osterferien bei Anna in Stuttgart zu verbringen. Willy hatte an Kaisers Geburtstag bei der Schulfeier ein Gedicht vorzutragen.

Füchslein auf der Lauer
Die Trauben sind zu sauer

Und solange er zur Binger Schule ging, war er immer bei den Vortragenden entweder am Sedanstag oder an Kaisers Geburtstag.

In Stuttgart machten wir Spaziergänge, besuchten Verwandte und Bekannte und hatten schöne Tage. Doch in der letzten Woche war Paul erkältet und hustete und am Tage vor unserer Abreise merkte ich, daß er Keuchhusten hatte. Es war klar, da Willy stets mit ihm zusammen war, daß ich den Keuchhusten mit nach Hause brachte. Sofort isolierten wir Alice mit der Amme in den 2. Stock ins Fremdenzimmer. Nach einer Woche hustete Willy und konnte bis Pfingsten nicht zur Schule gehen. Sehr bald kam Käthchen, daß Alice auch angesteckt sei, aber Ernst hatte am meisten darunter zu leiden und oft mußten wir zwei- bis dreimal das Bettchen überziehen und es dauerte bis in den Herbst hinein, bis alle Kinder wieder gesund waren.

Zu Pfingsten in demselben Jahre kam der Storch auch zu Emma, brachte ein besonders kräftiges Mädchen. Unsere Mutter war bei ihr während der Geburt, denn wegen des Keuchhustens durfte ich ihr nicht beistehen. Ich weiß nicht, ob sie eine Amme hatte, wohl aber, wie schwer es für Emma war, sich bei diesen schwierigen Männern durchzusetzen. Sie hatte kein Hausfrauentalent, Großvater dachte, er müßte in jeden Topf gucken, und

Adolf war kein bescheidener Ehemann. Ihm war gutes Essen sehr wichtig und oft fuhr er zu Marx' großem Ärger, wenn es in Büdesheim noch so viel zu tun gab oder Kunden da waren, plötzlich nach Hause, um zu sehen, ob der Braten im Backofen zeitig war.

Wilhelm paßte sich schwer in das Kommissionsgeschäft ein, unser Vater hatte gehofft, daß er in Zukunft seine Stelle einnehmen sollte, aber es kam dann anders. Anna verstand sich gut mit der Stuttgarter Familie und kam oft zu Hirschs, deren zweite Tochter Sophie gefiel ihr sehr gut. Die ältere Schwester studierte Musik und war sehr mit ihrer Geige verwachsen, daß sie kein anderes Interesse hatte. Hilde, die jüngste, ging noch zur Schule. Da Onkel Hirsch des Arbeitens müde war, auch Geld genug hatte, wurde der Vorschlag gemacht, daß Wilhelm an dessen Stelle in die Firma Hirsch und Lichter eintreten sollte und evtl. Sophie heiraten. Wilhelm verbrachte einige Wochen dorten, fand das Leben angenehmer als in Bingen und verlobte sich mit Sophie. Damit wir sie auch kennenlernten, kam sie vorher einige Wochen nach Bingen zu Besuch und sie wohnte bei uns. Sehr oft kam sie zu den Eltern, wir machten viele Ausflüge in die Umgebung und Fahrten auf dem Rhein. Wir gewannen sie lieb, auch den Eltern war sie sympathisch und nach nicht all zu langer Zeit wurde Hochzeit gefeiert.

Onkel Hirsch war ein großzügiger, unternehmungslustiger Geschäftsmann, der, um die Schnapsfabrikation rentabel zu machen, auf einem Hügel bei dem Schwäbischen Städtchen Hall ein Gut kaufte und Kartoffeln anpflanzte. Wilhelm machte es Freude, dies Gut zu verwalten.

Hall war ein bekanntes Solbad, hatte ein schönes Kurhaus, in dem man wohnen konnte. Solange die Kinder noch klein waren, verbrachte ich jeden Sommer mit denselben einige Wochen, daß sie Solbäder haben konnten, dort. Dort war eine kleine Wohnung gemietet, auf Valentins Leiterwagen Kinderbettchen, Badewanne, Koffer und Kisten aufgeladen. Das fuhr er nach Münster am Stein und wir kamen am nächsten Tag mit dem Kindermädchen nach. Marx kam meist erst nachmittags gegen 4 Uhr zu uns und die Kinder freuten sich immer, ihn am Zug abzuholen.

Zur Abwechslung wollten wir mal in Hall die Bäder nehmen. Wir verabredeten uns mit Anna und deren Kindern, und unsere Mutter kam auch ausnahmsweise mal mit uns. Vormittags war Wassertrinken und Bäder, am

Nachmittag spazierten wir meistens zusammen sehr vergnügt den Berg hinauf auf Gut Limpurg. Die Kinder hatten viel Freude an den Tieren und der ländlichen Arbeit. Es war ein schönes Gutshaus dabei und Onkel Hirsch und Frau waren während des Sommers gerne dort. Lange erfreute er sich nicht dieser schönen Sommerfrische. Im nächsten Sommer, als er mit seiner Frau einen längeren Aufenthalt dort nahm, bekam er einen Schlaganfall und starb bald darauf.

Während wir in Hall waren, fuhr Marx mit Rosa und Friedrich nach Paris zur 1900 Ausstellung. Er kam sehr begeistert zurück, aber damals zeigten sich wohl schon die ersten Magengeschwüre, mit denen er sein Leben lang geplagt war. Er fühlte sich nicht so wohl dort, konnte vielleicht nicht das gute Essen vertragen, und noch nach Jahren sprach er davon, wie leid es ihm war, daß er nicht mit den andern bis zum Gipfel des Eiffelturms hätte steigen können.

Da die Vögel nun flügge waren, zum Teil das Nest verlassen hatten, entschlossen unsere Eltern sich endlich, umzuziehen, um

es im Alter bequemer und schöner zu haben. Nach langem Überlegen und Suchen wurde das Haus in der Mainzerstraße gekauft. Es war viel zu verschönern und zu verbessern. Ob die Eltern Baumeister Göbel als Architekten hatten, weiß ich nicht mehr. Nur weiß ich, daß vieles sehr schlecht gemacht war. Eines Nachts, Mutter war in Stuttgart, da Anna nicht wohl war, platzte die Wasserleitung. Es gab große Überschwemmung und Vater ließ mich in aller Frühe holen, die Folgen zu beseitigen.

Das Haus einrichten und die fehlenden Möbel durfte Schäfer in Mainz machen, aber für Mutter war das große Haus doch viel Arbeit, denn Isidor und Karl wohnten daheim.

Am Weihnachtsabend 1901 wurde es mit einer Festlichkeit, zu der die Familie und auch Dr. Grünfeld und Frau geladen waren, eingeweiht. Letzterer sprach einen Segensspruch und hielt eine schöne Rede, aber nie in meinem Leben werde ich diesen Tag vergessen.

Bei Emma und Adolf war eine Woche vorher ein Junge angekommen, ein gesundes, normales, kräftiges Kind, und am 24. war die Beschneidung. Der Mohul¹ war Herr Woog aus Bingen, schon ein bißchen alt für diese Funk-

tion. Dr. Ebertsheim und die beiden Großväter, Herr Isay war aus Trier gekommen, wohnten dem Akt bei.

Nach ganz kurzer Zeit bemerkte die Hebamme schon, daß eine starke Blutung erfolgte und Adolf konnte nicht rasch genug den Arzt zurückholen, der stundenlang am Bettchen saß, das Blut zu stillen.

Das Mittagessen, zu dem nur wir Allernächsten waren, Friedrich war wahrscheinlich auf einer Geschäftsreise in Spanien, die er zweimal im Jahr unternahm, wurde im Parterre in Großvater Mayers Wohnung serviert. Die beiden alten Herren wußten natürlich nichts von diesem Zwischenfall und Herr Isay hielt eine seiner langen Reden gegen das Beschneiden. Rosa und ich saßen auf heißen Kohlen und waren voller Sorge um das Leben des Jungen. Wir durften doch nichts merken lassen. Es dauerte mehrere Jahre, bis Paul diesen Unglücksfall überwunden hatte und nicht mehr so blaß und kränklich aussah.

Karl hatte seine Militärzeit in Darmstadt bei den Dragonern, ein sehr teures Regiment für einen Einjährigen, absolviert. Er war ein flotter Soldat. Unser Vater, der bekanntlich niemandem etwas abschlagen konnte, kam eines Tages zu mir und bat mich: „Mathilde, sage du doch mal Karl, daß er nicht so viel Geld ausgeben soll!“. Ob es was genützt hat, weiß ich nicht.

Wilhelm war noch bei W. Groß Söhne, als Karl sein Jahr gedient hatte und es wurde erwogen, was er tun sollte.

Ein junger Mann, Hermann Schmalz aus Rastatt, der bei Hirsch und Lichter gelernt hatte, dann lange Jahre in einem Weingeschäft in der Pfalz tätig war, wollte in Bingen ein Weingeschäft gründen. Vater hatte gute Auskünfte über ihn bekommen, und er schlug vor, Karl als Teilnehmer zu nehmen.

Herr Schmalz verstand ganz viel von Weinen und deren Behandlung. Er baute ein Detailgeschäft auf, verkaufte meist Flaschenweine, hatte auch schon schöne Privatkundschaft. Als dann die Eltern in die Mainzerstraße zogen, war reichlich Platz, um der Firma H. Schmalz & Co. ein Bureau einzurichten und von dort konnten sie ihr Geschäft führen. Karl blieb nicht

¹ Mohul: üblicher: Mohel: Beschneider

lange sein Teilhaber. Als Wilhelm sich verheiratete und in Stuttgart bei Hirsch und Lichter eintrat, bekam Karl dessen Stelle bei W. Groß Söhne und hat sich bis zu seinem Lebensende sehr bewährt. Herr Schmalz behielt das Bureau bei den Eltern, und solange Vater lebte, war dieser ihm mit Rat und Tat behilflich.

Bald nach dem Tode von Onkel Lambert veranlaßte Onkel Hut seinen anderen Neffen, Sohn von Siegfried Seligmann, Emil, der lange Jahre in England in einer Bank tätig war, nach Bingen zu kommen und bei ihm zu wohnen. Da auch die Inhaber der Ferdinand Allmannschen Bank gestorben waren, vergrößerte sich die Firma Ferdinand Seligmann immer mehr und bot reichlich Arbeit für zwei junge Kräfte.

Ein besonders großer, angesehener Klient war Herr Puricelli, wie die Firma hieß, weiß ich nicht mehr, der große Anwesen auf der Mainzerstraße in Bingen hatte, aber vor allem ausgedehnte Eisenerzgruben im Hunsrück. In Bretzenheim an der Nahe war das Büro und dorthin fuhr nach Onkel Lamberts Tode Isidor jede Woche ein bis zweimal zu Besprechungen und Geschäften.

Nachdem die Nichten Fränzchen, dann Emma, die den Haushalt geführt hatten, verheiratet waren, trat Tante Caroline, von den Kindern die Bibi-tante genannt, da immer Hühner im Hof herumliefen, mit dem alten Dienstmädchen in deren Rechte ein.

Das Haus war reichlich groß, und auch Onkel Hermann kam hinzu, Bruder von Lambert und Hut, der Junggeselle, der in all den letzten Jahren kein richtiges Heim gehabt hatte. Früher lebte er bei dem einzig verheirateten der vier Brüder, bei Onkel Siegfried in Mainz. Von dort fuhr er täglich nach Frankfurt an die Börse und besorgte die Geschäfte für Ferdinand Seligmann. Er speulierte auch oft für sich und verlor viel Geld.

So „gingen die Gäng“, wie Isidor immer zu sagen pflegte, eine Zeitlang, brachten die kleinen Sorgen und Freuden, bis das große Unglück über uns hereinbrach und Schmerz und Leid jahrelang auf der Familie lastete.

Die ganze Gemeinde, ich kann ruhig sagen, die ganze Stadt nahm Anteil an dem Weh, das über uns gekommen war. Die Beerdigung war ein Ereignis, Verwandte, Freunde, Bekannte von nah und fern, und deren waren es

sehr viele, waren gekommen, den Eltern die letzte Ehre zu erweisen. Dr. Grünfeld hielt eine besonders tieffühlende Rede. Er war ein wahrer Verehrer der Eltern, aber auch umgekehrt, sie schätzten ihn sehr, und wenn Mutter Spielzeug für unsere Kinder kaufte, Edith Grünfeld, das Töchterchen, bekam stets das gleiche.

Da Vaters Geschwister noch religiös waren, wurde von uns allen im Elternhaus acht Tage lang Gottesdienst gehalten und Schive² gegessen, und wir Geschwister schliefen auch da. Sophie wohnte Gaustraße 42 und sorgte für Marx und die Kinder. Es war eine lange Reihe Trauernder, wir 5 Geschwister, Moses, Julius, Tante Sarchen und Minchen Groß, Tante Caroline und Hut Seligmann.

Ein jüdisches Mädchen, die bei Johanna im Dienst war, kam und kochte für alle. Von Verwandten von auswärts und Besuchern aus der Stadt wurde das Haus nicht leer. Doch rasch war auch diese Woche vorbei. Die Stuttgarter reisten zurück und jeder ging heim. Dann kam die ganze Größe des Leidens über mich. Das Elternhaus war nicht mehr.

² Schive: Schiv'a: Trauerzeit, bei der ein mit Asche bestreutes Ei gegessen wird

– Kapitel 4 – Geschwister

Isidor zog zu uns, schlief oben im Fremdenzimmer, war uns ein lieber Hausgenosse.

Tante Johanna mit ihren drei Buben nahm Karl auf und sie sorgte rührend für 4 lange Jahre. Bis jetzt war noch keine Verantwortung von mir verlangt worden, alle Sorgen, und es waren bis dahin nicht viele, kamen zu den Eltern, und Vater in seiner Güte und Milde machte alles leicht. Jetzt war ich sozusagen das Familienoberhaupt. Schwere Sorgen und manche Verantwortung gab es und mein lieber Marx half treulich sie mit mir tragen.

Ich glaube, Isidor war ganz gern bei uns, er war alt genug um zu heiraten und das Haus sollte auch wieder bewohnt werden, man sah sich bei den Töchtern des Landes um. Da in der Weihnachtswoche meistens viel im Geschäft zu tun war, beschloß Isidor einen Besuch in Stuttgart zu machen und nahm Ernst, 9 Jahre alt, mit. Ernst war ein ruhiger, etwas scheuer Junge. Er genoß die Einladung und das gute Essen dorten sehr. Bei einem längeren Spaziergang auf den Bopser passierte ihm ein menschliches Rühren und Anna mußte ihm die Hosen auswaschen. Noch lange wurde er damit geneckt.

Auf der Rückfahrt besuchten sie auch die Bruchsaler Verwandten, und Isidor fand rasch Gefallen an Clara Emmerich, Nichte von Wilhelm Lichter. Sie war ein besonders herzliches, liebes Mädchen, blond, sehr schön, und wir freuten uns alle über diese gute Lösung. Sie ist uns heute noch sehr sympathisch und führte mit ihrem lieben Isidor eine überaus glückliche 48-jährige Ehe.

Im Juli war die Hochzeit, nur die nächsten Angehörigen, die Geschwister des Brautpaares kamen zur Festlichkeit, die in Bruchsal im Hause Emmerich stattfand. Wenn ich mich recht erinnere, war Dr. Grünfeld mitgekommen, um die Trauung zu vollziehen.

Bis das Paar von der Hochzeitsreise heimkam, hatte ich das Haus wieder instand gesetzt, so daß sie sich gleich heimisch fühlten. Ein älteres Mädchen, Rike, die schon jahrelang in der Lichterschen Familie in Dienst war, kam mit, half Clara kochen und das große Haus instand halten.

Clara kam gern nach Bingen, hatte sich rasch eingelebt und alle Herzen erobert. Besonders die Kinder hatten sie sehr gern, und jeden Sonntag, an denen sie abwechselnd zum Essen dorten eingeladen waren, war stets ein Festessen. Alice, die in der Töchterschule in der Schloßbergstraße war, brachte ich jeden Morgen dorthin, an manchen Tagen hatte sie auch nachmittags Unterricht, dann durfte sie bei Tante Clara essen. Sie erstaunte sich dann oft über das verliebte Ehepaar und eines Tages im Garten schrie sie dem Gärtner zu: „Herr Sepp, Herr Sepp, eben hat Onkel I. der Tante einen Kuß gegeben.“

Marx hatte auch seine Freude an Clara, er neckte sie stets, flirtete viel mit ihr. Sie war ein schöner Zuwachs der Familie, niemals eine Spielverderberin. Bei schönem Wetter wurden jeden Sonntag Ausflüge gemacht, oft zu Fuß in den Binger Wald, am Karfreitag meist auf den Kammerforst auf den Niederwald, dann wurde das Essen im Rucksack mitgenommen. An heißen Sommertagen fuhren wir mit dem Schiff entweder den Rhein hinauf ins Rheingau oder den Rhein hinunter bis Oberwesel und noch weiter. Meist waren noch Freunde und Verwandte dabei, und es war stets eine frohe, vergnügte Gesellschaft.

Der Klapperstorch hatte sich nach einem Jahr gemeldet, doch er beeilte sich sehr und Hans kam zwei Monate zu früh. Lichters hielten sich auf ihrer Ferienfahrt nach Blankenburg einige Tage in Bingen auf, wohnten bei uns in der Gaustraße. Clara hatte uns alle zum Abendessen gebeten und unvorsichtigerweise die schweren Schüsseln gehoben und sich dabei verletzt. Am nächsten Morgen in aller Frühe kam Willy, der bei Isidors einlogiert war und sagte, ich solle sofort in die Mainzerstraße kommen, da Clara sich nicht wohl fühle. Nach zwei Stunden, war der 2 1/2 pfündige Junge schon geboren. Trotz der Augusthitze mußte sofort im Hinterzimmer Tag und Nacht geheizt werden, das Bettchen stets mit 2–3 Bettflaschen erwärmt werden. In den ersten Wochen war es sehr schwer, das Kind zu ernähren, denn er war nicht kräftig genug, an der Amme, die auch wieder aus dem Spreewald gekommen war, zu trinken. Das besserte sich alles sehr rasch, und nach sechs Monaten konnte Clara schon voller Stolz

den Jungen zeigen, und er holte alles bald nach.

Da die Kinder nun schon älter, wurde Rheinfelden für die nächste Ferienreise vorgeschlagen. Die Arche Noah, wie der große Koffer noch bis heute genannt wird, wurde gepackt, Kilometerhefte besorgt, die zwar nur für die Fahrt nach Baden galten und die Kosten der Reise sehr verbilligten. Die Fahrt nach Basel ging los. Dort hielten wir uns einen Tag auf, um die Stadt zu besichtigen, Leckerle einzukaufen. Im Kurhotel Rheinfelden waren Zimmer bestellt. Ein großer Park umgab das Anwesen. Bäder und Wassertrinken war im Hause. Das Ganze war sehr elegant und vornehm. Anfangs spielten und schaukelten Willy und Ernst mit den anderen Kindern, doch eines Tages hörte dies auf, da Hohenzollernprinzen doch mit Judenkindern nicht spielen konnten. Wenn nicht gebadet wurde, machten wir Ausflüge in die Umgebung, besuchten auch die Säckinger Tropfsteinhöhle. Der Rückweg führte uns über Konstanz, dort trafen wir uns mit Karl. Wir besuchten die schönen Gärten auf der Mainau, und Marx, Karl und die Kinder schwammen im Bodensee. Es war ein schöner Abschluß dieser Ferien.

Das nächste Jahr fand uns in Bertrich an der Mosel. Adolf und Jenny Brück waren mit ihren beiden Jungen Karl und Fritz im Sommer vorher dorten gewesen und hatten sich sehr gut erholt. Es hatte ihnen so gut gefallen, daß wir uns entschlossen; auch Bernhard Goldschmidt und Frau mit ihren drei Jungen kamen mit uns (Schwester von Jenny Brück).

Die Brücks gehörten zu den eingebildeten Kranken, hatten immer zu klagen und sich zu bemitleiden. B. Goldschmidt war das Gegenteil, stets munter, vergnügt, und voller Humor und Witz, machte er sich über die Brücks lustig und verulkte sie, wo er nur konnte. Wenn er und seine Jungen Adolf und Jenny von weitem kommen sahen, dann riefen sie, so laut sie konnten: „Die Kurgäste kommen!“ und rannten fort, als ob der Teufel hinter ihnen her wäre. Die beiden Familien wohnten in demselben Hause, und als der Kassierer, der die Kurgelder abholte, bei Goldschmidt war, sagte dieser zu ihm: „Hier mein Nachbar hört nicht gut. Sie müssen laut an seine Türe klopfen“. Die Brücks wurden sehr unangenehm in ihrem Mittagsschlaf gestört. Noch lange wurde von diesem lebhaften Urlaub gesprochen. Ich bezweifle, daß er die nötige Erholung gebracht hat.

Willy, der stets ein gesunder, kräftiger Junge war, war in der Jugend sehr allergisch für jede veränderte Kost. Wenn wir unterwegs waren, bekam er

stets Nesselpocken. In Hall hatte er sie damals besonders schlimm. Es war eine große Plage für ihn, und ich suchte durch Kühlen und Salben das Jucken zu vermindern. Oft hörte es auch nach wenigen Tagen auf. Die beiden anderen Kinder bekamen sie selten. Man konnte damals nicht feststellen, welcher Stoffwechsel diese Quälerei verursachte.

Für die Hausfrau und das Personal war es doch sehr unbequem, daß die Küche im ersten Stock, das Eßzimmer aber im Parterre gelegen war, deshalb beschlossen wir, einen größeren Umbau vorzunehmen. Wohl stand im Hinterzimmer im Parterre ein Öfchen, auf dem gekocht werden konnte, aber schön war dies nicht. Auch die Toilette auf der halben Treppe, wie es zu der damaligen Zeit üblich war, war nicht schön und oft sehr unbequem. Baumeister Göbel wurde beauftragt, diese große Veränderung im Hause vorzunehmen. Als die Arbeit zur beiderseitigen Zufriedenheit beendet war, schickte er Marx ein Kärtchen mit folgendem Vers:

„Lieber Mayer, denk an mich
wenn Du willst bauen wieder,
ich lasse alles liegen, bedien nur Dich,
denn so wie Du gibt es keinen wieder.“

Ein kleiner Teil der Küche im oberen Stock wurde für eine Toilette verwendet, der Rest gab Alices Schlafzimmer. Aus dem großen hellen Hinterzimmer im Parterre wurde eine schöne Küche. Das Kelterhaus wurde etwas verkleinert, daß gerade nach vorne ein kleines Wohnzimmer und nach rückwärts eine zweite Toilette gebaut werden konnte. Staub und Schmutz dauerte wochenlang. Da wir dabei wohnen mußten, wurde eine mit Stoff bespannte Wand zwischen dem Bau und dem Wohnzimmer errichtet. Es zeichnete und malte jeder, der kam, nach Gefallen darauf. Das machte Alt und Jung großen Spaß, und Emil Seligmann, oft unser Gast, photographierte die Wand zur Freude der Kinder. Das Haus hatte durch unseren Umbau sehr viel gewonnen. Als die Kinder verheiratet waren und man nach dem Krieg Mieter aufnehmen mußte, da hatten zwei Familien reichlich Platz darin.

Da mit Clara so ein schöner Zuwachs in die Familie gekommen war, sollte nun auch für Karl eine Frau gesucht werden. Es war nicht so leicht, die richtige zu finden, und ich war einige Male mit ihm auf der Freierei. Wer Agnes Neuberger vorgeschlagen hat, weiß ich nicht mehr. Sie gefiel Karl sofort, sie war eine schöne Frau, eine interessante Erscheinung. Er kam

öfters geschäftlich nach Frankfurt, besuchte die Neubergers noch einige Male und verlobte sich bald mit ihr. Die Eltern waren einfache Leute, führten einen recht bescheidenen Haushalt. Mich störte es sehr, als ich mit Tante Johanna das erste Mal bei ihnen aß, daß sie keine silbernen Bestecke hatten. Inzwischen habe ich gelernt, daß die Seligkeit nicht davon abhängt, die Bestecke wurden auch bald gekauft. Zwei ältere Söhne waren noch im Haus, die schon mancherlei geschäftlich versucht, aber kein Glück gehabt hatten. Sie fingen damit an, weiße Tischtücher mit bunten Mustern zu bedrucken. Karl hat ihnen vielleicht mit etwas Geld geholfen, denn dann kam der Erfolg, die Lebenshaltung wurde etwas höher.

Im Hotel Metropole in Frankfurt/Main war am 7. Mai 1905 die Hochzeit, Karl und Agnes waren sehr vergnügt und zufrieden.

Auf der Gaustraße, im Hause von Lazarus Mayer, neben Onkel Julius, gegenüber der Gräffschen Fabrik war eine schöne Wohnung frei, und Schäfer richtete sie sehr elegant und geschmackvoll ein. Vier Wochen war das Pärchen auf der Hochzeitsreise, und ich sorgte, daß alles bis aufs Letzte zum Empfang bereit war. Am Tage bevor sie zurückkamen, überzeugte sich Frau Neubergers davon, und wir aßen im neuen Haus halb zu Mittag.

Agnes war ein liebenswürdiger, gescheiter Mensch, wieder ganz anders als Clara. Sie stellte sich in den Vordergrund, suchte sich in der Öffentlichkeit zu betätigen. Kurz vor Neujahr meldete der Storch sich auch hier, es war eine sehr lange, schwere Geburt. Agnes hatte sich während der Schwangerschaft schon immer nicht so wohl gefühlt. Ob es die Lage des Kindes war oder das Becken zu eng oder ob Dr. Ebertsheim nicht tüchtig war, selbst ein Frauenarzt aus Frankfurt war geholt worden. Zwei Tage und zwei Nächte wurde Agnes gequält und ich saß an ihrem Bett und konnte ihr nicht helfen. Als Bertha dann endlich kam, war das Kind schon tot. Mit vieler Mühe brachte Dr. Ebertsheim sie wieder zum Leben. Er tat es in gutem Glauben, den Eltern eine Freude zu machen, aber sie brachte nur Leid und Weh. Sie war und blieb ein Idiot ihr ganzes Leben lang. Agnes versuchte alles sie anzuregen und menschenwürdig zu machen. Doch als sie 6 Jahre alt war, mußte man sie schon in einem Heim unterbringen, wo sie, 34 Jahre alt, durch die Nazis umkam.

Diesem Kinde zuliebe konnten Agnes und Karl sich so schwer entschließen, Bingen zeitig zu verlassen, so daß sie in Theresienstadt endeten.

Agnes suchte sich zu zerstreuen, fuhr öfters mit Karl, wenn er geschäftlich dorten zu tun hatte, nach Frankfurt, stellte sich der Gemeinde und den Vereinen für Wohltätigkeit zur Verfügung. Sie besuchte Bertha öfters, brachte sie auch manchmal für kurze Zeit nach Bingen, suchte so gut wie möglich ihre Zeit auszufüllen. Dann kam der Krieg und damit die schlimmste Zeit ihres Lebens.

Karl war noch in militärpflichtigem Alter. Er mußte am zweiten Mobilmachungstag sich noch stellen und wurde sofort eingezogen. Noch ein Binger Weinhändler Simon kam zu demselben Bataillon, und sie blieben die vier Jahre zusammen. Sie hatten keinen schweren Dienst, waren nicht an der Front, bekamen aber auch sehr wenig Urlaub. Nach zwei Jahren kam Karl zum ersten Mal nach Hause.

Für Agnes war dies Alleinsein sehr schlimm. Eine kurze Zeit blieb sie in Bingen, dann schloß sie ihre Wohnung, verbrachte sechs bis acht Monate in Frankfurt bei den Eltern.

Doch länger hielt sie es auch dort nicht aus. Sie versuchte, ihre Binger Tätigkeit wieder aufzunehmen, zog zu uns ins Haus. Das gab ihr auch keine Befriedigung, und sie versuchte es wieder in ihrer Wohnung, und ich schlief bei ihr. Sie fand trotz aller Schlafmittel keine Nacht Ruhe und wurde so übernervös und unglücklich, daß ich ihren Frankfurter Arzt und Freund Dr. Mehler herbeirief. Dieser holte sie ab und brachte sie in Frankfurt in ein Sanatorium, wo sie bis Karls Rückkehr blieb. Dieser kam gesund heim. In den vier Jahren hatte ihm nie etwas gefehlt, während er sonst jedes Jahr seine schlimme Halsentzündung hatte.

Agnes erholte sich dann bald und konnte wieder gut ihrem Haushalt vorstehen. Karl, der aus Angst, daß das Unglück mit Bertha sich wiederholen würde, kein zweites Kind haben wollte, tat ihr den Willen und nach einem Jahr hatten sie die Freude, ein gesundes, schönes Mädchen ihr Eigen zu nennen, das Agnes mit besonderer Liebe und Sorgfalt großzog.

Die Jahre vergingen, 15-jährig, schon im Jahre 1936¹, mußten sie sich wieder von ihr trennen, denn Hitler hatte es unmöglich gemacht, daß Judenkinder in den deutschen Schulen blieben. Sie brachten Ilse in die Ecole

¹ lt. Auswanderungsakte wanderte Ilse Groß im Oktober 1935 in die Schweiz aus

Internationale nach Genf. Sie besuchten sie oft oder trafen sich mit ihr in der Schweiz oder in Frankfurt während ihrer Ferien. Sie suchten so viel als möglich mit ihr zusammen zu sein und hatten große Freude an ihrer guten Entwicklung, sowohl körperlich als auch geistig.

Dann kam plötzlich der Befehl, daß alle Deutschen die Schweiz verlassen mußten. Ilse flog nach London, wo Willy sie aufnahm. Dort trafen die Eltern sie noch einige Male. Sie wußten das Kind gut aufgehoben, aber bald kam die Zeit, daß die Eltern nicht mehr aus Deutschland herauskonnten und sie sahen sie nie mehr wieder.

Marx hatte Karl auch sehr gern, er glich am meisten unserem lieben Vater, war ein ebenso bescheidener, hilfsbereiter Mann, den Agnes sehr beherrschte. Er verstand sich sehr gut mit den beiden Teilhabern und später mit den Söhnen Ernst und Otto, die nach dem Heranwachsen den Vätern im Geschäft folgten. Onkel Moses starb schon 1910, kaum 60-jährig, Onkel Julius, schon immer der wenig tüchtigste, wurde nach einem Schlaganfall lange Jahre an den Stuhl gefesselt, mußte stets eine Pflegerin haben und Tante Bertha pflegte ihn mit aufopfernder Liebe.

Die Firma W. Groß Söhne blühte unter der strebsamen Leitung der jungen Männer sehr auf, die mit neuzeitlichen Mitteln verstanden, die Weine zu behandeln und sich einen Namen zu machen. Karl war der Leiter der Keller und verstand es am besten. Ernst holte die Proben bei den Bauern, und Otto war der Verkäufer.

Dazu paßte das alte Häuschen nicht mehr, und bald erhob sich in der Gaustraße 9 ein großer, schöner dreistöckiger Bau, eine Zierde der Straße, in dem die drei Teilhaber schöne, große Wohnungen hatten. Das Büro befand sich im Hinterhaus.

Anna schrieb regelmäßig ihre kleinen Erlebnisse, und so hoffte ich, daß auch bei Wilhelm in Stuttgart alles seinen geregelten Gang gehe. Doch eines Tages, etwa im Jahre 1906 oder 1907, rief sie an, ich sollte sofort hinkommen, Sofie habe Wilhelm mit dem ein Jahr alten Jungen verlassen. Sie sei zu ihren Geschwistern gezogen. Ich fuhr auch sofort hin und wollte versuchen, Sofie zurückzubringen. Sie ließ sich weder sehen noch sprechen. Wilhelm beschuldigte sie alles Schlechten, daß sie ihre ehelichen Pflichten nicht erfülle, und vieles anderen.

Wir konnten dies zwar nicht verstehen, aber wir glaubten ihm, denn er war doch immer ein seriöser, ernster, aufrichtiger Mensch gewesen. Anna konnte auch keinen Aufschluß geben, Sofie hatte nie mit ihr über ihre Ehe gesprochen. Ich blieb 14 Tage bei ihm, mußte dann wieder zurück nach Bingen. Clara schickte Rike hin, Wilhelm den Haushalt zu führen, und über Winter blieb alles ruhig. Wilhelm ging wie gewöhnlich ins Büro, und Wilhelm Lichter, der doch mit ihm zusammenarbeitete, fand ihn nicht verändert.

Zum Sommer hatten Marx und ich versprochen, mit Wilhelm eine Nordlandfahrt zu machen, und Wilhelm hatte schon die Billets besorgt. Die Osterfeiertage dachten Marx und ich in Stuttgart zu verbringen, um mal wieder Wilhelm zu besuchen. Da beklagte er sich sehr, daß jemand ihn verfolge, und daß er in der Tram beobachtet werde, deshalb müsse er sich bei der Polizei beschweren. Marx ging mit ihm, der Inspektor hörte ihn ruhig an und bat ihn, in ein Zimmer nebenan zu gehen, dort werde ein Beamter seine Klagen zu Papier bringen. Er machte Marx inzwischen aufmerksam, daß dies die ersten Symptome einer Gehirnkrankheit seien und wir Wilhelm nicht allein lassen könnten. Er fuhr gern mit nach Bingen, blieb einige Tage bei uns, telefonierte sogar selbst an das Sanatorium Hohe Mark, das uns sehr empfohlen war. An Marx' 50. Geburtstag brachten wir ihn dorthin.

Eine Zeitlang war er ganz gerne dort, doch dann wurde er wieder unruhig, lief fort, mußte in die geschlossene Abteilung. So ging dies jahrelang von einer Anstalt in die andere. Manche waren in Württemberg, da besuchte Anna ihn des öfteren, oder am Rhein, wo wir von Bingen aus dann hinfuhren.

Manchmal kam man zu ihm, dachte nicht, daß er krank sei, so gut konnte man sich mit ihm unterhalten. Dann wieder weigerte er sich, uns zu empfangen, weil er der Meinung war, daß wir schuld an seiner Abgeschlossenheit seien. Körperlich blieb er lange kräftig, der geistige Zustand verschlechterte sich auch sehr langsam, so daß er jahrelang ein unendlich trauriges Dasein führte.

Mit dem körperlichen Verfall wurde er auch geistig in den letzten Jahren ruhiger. Er starb 1928 in einer Anstalt in Württemberg und wurde verbrannt.

Sofie hatte ihr Leben bei ihrer Mutter nach ihrem Gefallen sich eingerichtet. Sie frug nie nach Wilhelm, wir wußten nichts von ihr, auch Anna nicht. Wilhelm hatte erzählt, daß sie mit einer Schauspielerin so sehr befreundet sei und ein oder zweimal fuhr sie mit dieser Dame und dem Jungen nach Rio, wo es ihr so gut gefiel. Schifffahrten hatten ihr schon immer große Freude gemacht. Der Junge, Bernhard, ein intelligenter, strebsamer Junge, beabsichtigte physikalische Chemie zu studieren, wofür in Stuttgart ein hervorragender Lehrstuhl war.

Nach Absolvierung des Gymnasiums hatte er zuerst praktisch zu arbeiten. In einer Fabrik in Cannstadt ging alles einige Zeit gut, aber dann bekam er eine Blutvergiftung, die ihn ein Jahr lang im Krankenhaus ans Bett fesselte. Sofie war natürlich bei ihm, ich besuchte ihn alle vier Wochen und schrieb ihm jeden Tag, eine kleine Abwechslung in diesem einsamen Dasein. Bernhard erholte sich sehr langsam und heute noch muß er eine Diät halten. Mit dem Studium war er 1933 fertig und sein Professor, mit dem er sehr befreundet war, versprach ihm einen Lehrstuhl in Berlin. Doch als er hörte, daß er Jude war, gab er ihm den guten Rat, sobald als möglich das Land zu verlassen.

Sofie wußte, wohin sie zu gehen hatte. Sie brach rasch alle Brücken in Stuttgart ab, verkaufte Haus, Möbel und Einrichtung. Anfang Mai waren sie schon unterwegs nach Rio. Sie nahmen Hans, der gerade mit seinem Anwaltsstudium fertig war und sich in Bingen niederlassen wollte, mit, hoffend, daß er dorten eine gute Existenz finden würde.

Bernhard hat sich dorten durchgesetzt. Es wurde für ihn ein Lehrstuhl im Physikalischen Institute gegründet, und er kann dort gut arbeiten. Allerdings fehlt ihm die Gelegenheit, sich mit Kollegen und Mitarbeitern auszusprechen und sich weiterzubilden. Dies kann er nur durch schriftliche Mitteilungen. Vor zwei Jahren bekam er einige Monate Ferien, die er in Europa zwecks weiteren Studien verbrachte, und auch dieses Jahr ist er fast neun Monate in London, um sich mit den neuen Erfindungen bekannt zu machen. Im Jahre 1935 reiste eine junge Stuttgarterin, Trude Ganz, mit der Bernhard schon länger in Korrespondenz stand, die er auch schon länger kannte, nach Rio, und sie heirateten. Sie leben mit Sofie zusammen, haben einen kräftigen, schönen Jungen, viel lebhafter und wilder, als Bernhard je war, und bald kommt ein neues Baby.

Hans hatte weniger Glück als Bernhard. Er hat schon vielerlei versucht, teils als Angestellter, teils als sein eigener Herr, ohne festen Fuß zu fassen. Dies machte seinen Eltern viel Sorge, sie besuchten ihn einige Male in Rio und sahen, daß er ihre Hilfe brauchte.

Isidor war nicht weitsehend. Er ließ sich nicht überzeugen, daß er Hans besser helfen könne, wenn er mit seinem Geld Deutschland verlassen würde. Er war zu gutgläubig, dachte nicht, daß Hitler ihm alles nehmen könne, und so kamen Clara und er fast zu sagen mit dem letzten Schub aus Deutschland nach Rio, mußten alles zurücklassen. Selbst der schöne Schmuck, an dem Claras Herz hing, wurde ihr wie allen Juden abgenommen, so konnten sie Hans nicht unterstützen.

In Rio, wo das Klima so tropisch ist, konnte Isidor nicht leben, sie fanden Arbeitsgelegenheit in Petropolis, im Hause eines Arztes, der im Winter in Rio praktiziert, die drei heißen Monate in Petropolis zubringt, wo er sich ein neues Haus baut. In der Sommerzeit ist Clara Köchin für die Herrschaft und die Gäste und für sechs bis acht Leute Personal, schon 10 Jahre. Im Winter sind sie allein, betreuen Haus und Garten, halten Ordnung, sind die Hausverwalter. Isidor hat seelisch sehr unter der Umstellung gelitten. Er konnte sich schlecht in die veränderte Welt finden. Sein Augenlicht ließ nach, im letzten Jahr nahmen seine Kräfte zusehends ab. Am 27. Januar 1950 ist er schmerzlos unerwartet eingeschlafen.

Für jede Ehefrau ist es ein schwerer Schmerz, den Gatten zu verlieren, für Clara doppelt, da sie so allein ist. Die Doktorsleute wissen, was für eine zuverlässige Person sie an ihr haben, baten sie zu bleiben, was sie auch gerne tat. Glücklicherweise hat sie ein Mädchen gefunden, die ihr sympathisch ist und mit der sie weiter ihren Pflichten nachgeht. Ihr Bruder Adolf mit seiner großen Familie, Kinder und Enkel, lebt auch in Petropolis, so daß sie Angehörige in der Nähe hat, mit denen sie sich jederzeit aussprechen kann.

Anna hatte sich gut in Stuttgart eingelebt, fand mit ihrem munteren, lebhaften Temperament viele Freunde und eine angenehme soziale Stellung. Es waren 10 bis 12 gleichgesinnte jüdische Familien, die jede Woche zusammenkamen, die Männer zum Kegeln, die Frauen zum Schwatzen, da war immer etwas los.

Solange unsere Kinder noch daheim waren, später wollte ich Marx nicht allein lassen, suchte ich nach dem Frühjahrsputz es möglich zu machen, mich 14 Tage dort auszuruhen und Theater und Konzerte zu besuchen. Ich war stets gerne dort. Lichters hatten sich ein schönes Haus gekauft und es ging ihnen gut. Nur das Leid mit Wilhelm beschwerte Anna oft sehr. Sie machte sich ungerechtfertigte Vorwürfe, daß sie diese Heirat vermittelt hatte. Die Kinder Paul und Irma wuchsen in diesem Kreise schön heran und machten ihnen wenig Sorgen. Nach der Schulzeit verbrachte Paul ein Jahr in Berlin sowie ein Jahr in London. Dann trat er unter Leitung seines Vaters in die Schnapsfabrik ein. Vorher genügte er seiner Militärpflicht bei der Artillerie. Er hatte kein Glück, im April fiel er vom Pferd und lag bis Oktober im Krankenhaus.

In diesem Sommer 1913 trafen wir uns mit Lichters in Marienbad zur Kur. Bei der Unterhaltung meinte Herr Flegenheim, der mit unserer Gesellschaft war: „Wer weiß, wofür dieser Beinbruch gut ist“. Mich reizte diese Bemerkung und ich erwiderte ziemlich scharf, daß ein junger Bursche mit vielleicht schlecht geheiltem Bein immer behindert sei. Aber die Zeit gab Herrn Flegenheim recht, bei Kriegsausbruch kam Paul in das Fouragelager nach Hornegg, blieb dort die vier Jahre, während unsere Jungen an der Front waren und wir große Sorgen um sie hatten. Der schlecht verheilte Fuß machte Paul bei der intensiven Arbeit später in USA sehr zu schaffen und er mußte ihn hier noch mal operieren lassen.

Irma, ein besonders hübsches, liebenswürdiges blondes Kind kam zu Frl. Wolff in Wiesbaden in die Pension. Dort schloß sie mit Alice Wronker aus Frankfurt innige Freundschaft. Deren Bruder Max verliebte sich in sie, aber trotz schwerer Kämpfe mit den Eltern setzte Irma ihren Willen durch und sie heirateten bald. Das Leben wurde ihnen nicht leicht gemacht. Als sie 1936 ihr schönes Heim in Frankfurt verlassen mußten, zogen sie nach Paris. Doch auch dort konnten sie nicht bleiben und verbrachten 13 Jahre in Cairo. Vor zwei Jahren landeten sie in New York. Sie haben beide Arbeit gefunden und sind zufrieden, bedauern nur, daß sie ihren Sohn in Palästina und ihre Tochter in Cairo zurücklassen mußten.

Als ich nach meinem Besuch in USA wieder nach Stuttgart kam, um mir meine Visen zu beschaffen, glaubten Lichters noch immer, daß Stuttgart von Hitler vergessen werde. Sie konnten sich nicht zur Auswanderung entschließen, trotz allem Zureden. Als es dann zu spät war, war es nicht

mehr möglich, ihnen zu helfen, und sie kamen beide wie auch Agnes und Karl in Theresienstadt um.

Emil Seligmann verstand sich mit Isidor in den ersten Jahren recht gut. Er kam auch oft zu uns zu jeder Tageszeit und oft zu den Mahlzeiten. Er hatte wenig Bekannte in der Stadt. An Samstagen und Sonntagen fuhr er nach Hattenheim, wo er seine nicht angetraute Frau und zwei Kinder hatte. Er heiratete sie nicht, Onkel Ferdinands wegen, der ihn sicher enterbt haben würde, wenn er ein Mädchen aus so kleinen proletarischen Kreisen geheiratet hätte.

Die Familie verkleinerte sich immer mehr. Nicht lange genoß Onkel Hermann die ruhigen Tage in Bingen, vielleicht waren sie ihm zu ruhig. Nach kurzer Krankheit starb er schon 1899 vor unseren Eltern.

Onkel Hut hatte seine eigenen Ideen und ließ sich auch von niemandem hereinreden. Es war sein Wunsch, alle Seligmanner sollten nah beieinander auf dem Friedhof liegen und die gleichen Grabsteine haben, die er dann bezahlte. Als unsere Eltern starben, war zufällig etwas entfernt von den anderen, direkt am Eingang des Friedhofs ein schöner Platz frei, wo sie ihre Ruhestätte fanden. Einen so niederen, einfachen Stein, im Kontrast zu den hohen, reicheren, die dahinter standen, konnten wir aus Schönheitsgründen nicht aufstellen. Onkel Ferdinand war sehr gekränkt, daß wir ihm nicht zu Willen waren, und Isidor bekam das sehr zu spüren, sein Verhältnis mit Emil wurde immer lockerer.

Lambert und Ferdinand hatten sich ein großes Vermögen erworben. Die Nichten Fränzchen und Donchen, Töchter der Schwester Emilie Lorch, Eva und Rosa, Töchter von Siegfried Seligmann, und Emma Marx, Tochter von Schwester Caroline, bekamen die Heiratsmitgiften von den Herren. Beim Aussuchen der Männer wollte Hut aber auch mitreden. Es ging auch allen recht gut. Am besten wohl Ferdinand Katz, Emmas Mann, der mit diesem Geld in Bruchsal sein Tabakgeschäft vergrößern konnte und sehr reich wurde. Fränzchen war die Älteste. Ihr Mann, Julius Levy, der ein gutgehendes Manufakturgeschäft in Aschaffenburg hatte, ein feiner, schöner Mann, starb sehr jung. Lion Hanau, in Saarlouis, Evas Ehegespons, war der älteste der angeheirateten Neffen, und diesen ernannte Hut zum Testamentsvollstrecker.

Es zeigten sich die ersten Anfänge von Paralyse bei Onkel Ferdinand, die sich sehr langsam, aber immer mehr verschlimmerten. Seit vielen Jahren war er und auch Lambert zum Abendschoppen um 6 Uhr im Goldenen Pflug. Anfangs ging er noch allein hin, dann führte ihn Emil und holte ihn auch wieder ab, es war sein einziges Vergnügen, so lange es möglich war. Monatelang war er noch ans Zimmer gefesselt. Es war ein langes Kranksein, und Tante Caroline und Lieschen pflegten ihn Tag und Nacht mit aufopfernder Geduld und Liebe bis zu seinem Ende am 21. November 1906.

Dann kam die Testamentseröffnung und mit ihr der Bruch in der Familie. Emil, der doch so viel bei uns war und von Lion Hanau unterrichtet war, hatte uns nicht gesagt, daß Isidor des Grabsteins wegen vollständig enterbt worden war und wir anderen Kinder von Bernhard Groß nur sehr kleine Anteile bekamen. Den Hauptteil dieses fast 1 Million großen Vermögens bekamen die sechs Kinder von Heinrich Lorch, Sohn von Schwester Emilie, der in der Rheingasse seine Metzgerei bald aufgab. Die Töchter konnten sich mit dem Geld gut verheiraten, Alex wurde Anwalt, Sally und Otto gute Geschäftsleute. Emma Katz, trotzdem ihre Mutter die Brüder die vielen Jahre gepflegt hatte, wurde auch von der Erbschaft ausgeschlossen, weil ihr Mann so gut prosperierte. Lion hatte für seine Familie gut gesorgt, ob es allen viel Glück gebracht hat, weiß ich nicht.

Isidor focht das Testament an, aber ohne Erfolg. Marx und ich waren besonders erbost auf Emil, der so unaufrichtig und unehrlich war, brachen vollständig mit ihm und lange Jahre hatten wir keine Fühlung mit diesem Teil der Familie. Im Jahre 1926 arrangierte Fränzchen einen Familientag der Seligmänner im Strarkenburger Hof in Bingen, damit sich die jüngere Generation kennenlerne. Diese Zusammenkunft war ein rechter Erfolg. Jeder war so befriedigt, daß der Familientag 1930 wiederholt wurde. Aber bekanntlich ist eine Wiederholung nie dasselbe, es waren nicht mehr so viele Familienmitglieder gekommen.

Tante Caroline zog nach Huts Ableben zu ihrer Tochter nach Bruchsal, wo sie am 28. November 1909 starb.

Bald nach der Eröffnung des Testaments trennten sich die beiden Vettern und gründeten Einzelfirmen unter dem Namen Emil I. Seligmann und I. Groß & Cie. Gustav Gimbel wurde Partner von Isidor bis nach dem Welt-

krieg, wo sie in den Großfirmen Emil Seligmann in Dresdner Bank und I. Groß in Disconto Gesellschaft aufgingen. Isidor blieb noch einige Jahre Direktor und zog dann nach Stuttgart.

– Kapitel 5 –

Kinder

Lehrer Lebrecht, der so viele Jahre die Binger Gemeinde geführt hatte, war schon recht alt; man suchte nach einem jüngeren, fortschrittlichen Hirten und fand diesen in Rabbiner Dr. Grünfeld. Er war ein vorwärtstrebender Mann, der bald viele Verbesserungen und Neuerungen in diese seit Jahren ohne Rabbiner rückständige Gemeinde brachte. Er hatte an den Vorständen und besonders an Julius Landau tatkräftige Hilfe. Dieser leitete den Chor, sorgte, daß an den Feiertagen schöne Hymnen gut gesungen wurden, animierte die Solisten, engagierte gute Vorbeter. Die alte Synagoge in der Rheinstraße war sehr verbesserungsbedürftig, unwürdig, und Dr. Grünfeld drang sehr darauf, eine neue zu bauen. Die Meinungen, sowohl bei den Vorständen und in der Gemeinde, waren sehr geteilt. Unser guter Vater war bei den Neinsagern, er wollte der Gemeinde keine so großen Schulden aufbürden. Marx gehörte auch zu den Opponenten, er war der Ansicht, daß die Juden des Antisemitismus wegen sich nicht in den Vordergrund drängen sollten. Jahrelang setzte er sich nicht in die vordersten Reihen, trotzdem er seinen Platz da bezahlte, und verweigerte, in den Vorstand gewählt zu werden. Sie wurden überstimmt und ein Platz in der Rochusstraße gegenüber Gärtner Staiger wurde gekauft. Er war nicht ideal, denn die vielen alten Männlein und Weiblein konnten schlecht den Berg hinaufgehen, aber ein besserer war nicht zu finden.

Für den Fond wurde fleißig gesammelt, Fenster gestiftet, möglichst viel Propaganda gemacht, und dafür war Marx nicht zu haben; erst als Ernst Bar Mizwa wurde, schenkten wir silbernen Schmuck für die Tora.

Ein Karlsruher Architekt, berühmt für Kirchenbauten, errichtete sie, und mit einer erhebenden, schönen Feier wurde sie eingeweiht.

Unsere lieben Eltern hatten dies nicht mehr erlebt. Es war ein würdiges Gotteshaus, eine Zierde Bingens, in dem wir viele erhebende Stunden ver-

brachten. Am 14. November 1938¹ ging sie, wie alle jüdischen Gotteshäuser des Landes, in Brand auf.

In den 22 Jahren seines Amtes hat Dr. Grünfeld die Gemeinde in hohes Ansehen gebracht, sie geistig sehr gefördert, viel Gutes gestiftet und die Mitglieder dazu angeregt. Besonders gut verstand er es mit der Jugend, die ihn als Lehrer sehr hoch achtete und liebte, durch ihn viel religiöser wurde. Wenn er predigte, war die Synagoge stets voll besetzt, denn er gab uns immer etwas zum Nachdenken. Bei der Abschiedsfeier fehlte keiner in der Gemeinde, und ich werde mich ewig der Rede erinnern, die Dr. Grünfeld damals hielt. Er sagte: „Wenn ich an den Anfang meiner Tätigkeit hier denke, muß ich nach dem Friedhof sehen, denn dort liegen die meisten, die mir damals halfen, mich hier einzuleben, mich hier anzupassen, und sie sagten mir, was sie dachten. Nathan Löb meinte: „Wissen Sie, Herr Rabbiner, wir sind eine konservative Gemeinde, lieben nicht so sehr Veränderungen.“ Isaak Simon wollte weniger Gesang im Gottesdienst, Bernhard Groß, unser Vater, sagte: „Herr Doktor, Ihre Reden sind sehr schön, aber ich verstehe nicht alles.“ Ich war dankbar für die Anregungen, sie sagten mir, wie ich es besser zu machen hätte, halfen mir, mich einzugeöhnen.“ Die Reden seines Nachfolgers, der sehr schwer zu finden war, Dr. Appel, hätte unser Vater gut verstanden, sein Wissen ist nicht tief.

Seine schöne, elegante Frau holte Dr. Grünfeld sich in Worms, Tochter von Rabbiner Dr. Stein und wir Binger Landpomeranzen mußten uns sehr anstrengen, ihr standzuhalten. Alle versuchten, ihre Gunst zu gewinnen; sie verstand es soziale Neuerungen in die bescheidenen Vergnügungen der Binger Damen zu bringen, brachte uns öfters Abwechslung. Ihre beiden Kinder, Paul und Edith, haben weder den Charme noch die Intelligenz der Eltern geerbt.

Von Frau Doktor hatte ich gehört, daß ihre Eltern in Worms früher Studenten aufgenommen hatten, und da die Binger Schule keine Obersekunda hatte, mußte Willy erst 14-jährig aus dem Elternhaus fort. Ich bat Frau Doktor doch bei ihren Eltern Fürsprache für Willy einzulegen, die Herr Doktor auch befürwortete, denn er hatte Willy sehr gern. In diesem kultivierten Heim brachte er die drei letzten Schuljahre zu und hat in diesen fortschrittlichen Kreisen viel für sein späteres Leben gelernt. Der Sohn

¹ Hier irrt Mathilde Mayer. Es war der 9./10. November 1938

Nathan, zwei Jahre älter als Willy, der sich zum Anwalt vorbereitete, ist noch jetzt ein guter Freund von ihm.

Marx hätte gerne gewollt, daß Willy auch Anwalt werde, doch als er in diesen ersten Ferien nach Bingen kam, erklärte er seinem Vater: „Diese trockenen Sätze und Lehren kann ich niemals lernen, das liegt mir nicht, macht mir keinen Spaß, ich werde Arzt.“ Und diese Absicht hat er voll und ganz ausgeführt, ist ein guter Mensch, ein tüchtiger Arzt geworden, jederzeit hilfsbereit, der der Menschheit viel Gutes gebracht hat.

Das erste Semester verbrachte Willy in Heidelberg und kurz vor Beginn desselben fuhr Arthur Kaufmann, der dorten auch studierte, mit ihm hin, Wohnung zu suchen. Als freier Mann fühlte sich Willy in Heidelberg sehr wohl, hatte auch große Freude an seinem Studium dorten und an der schönen Natur. Doch um etwas weiter zu kommen von Hause und mehr von der Welt zu sehen, meldete er sich zum zweiten Semester in Kiel an. Dort traf er Fritz Edinger und Kurt Kornfeld und freundete sich sehr mit beiden an. Mit letzterem eine Freundschaft fürs Leben. Kaum ein Monat verging, daß die beiden sich nicht sahen und trafen, bis der Ozean sie trennte. Kurt war sehr oft bei uns in Bingen, auch Marx schätzte und achtete ihn sehr. Zu dessen 70. Geburtstag war er von Berlin gekommen, um ihm zu gratulieren.

Wenig Karfreitage wurden in früheren Jahren ohne ihn auf dem Kammerforst verbracht. Er vergaß nie den 14. April, ob er auf Reisen, in Berlin oder im Krieg war. Auch heute noch nach so vielen Jahren werden zwischen ihm und Willy alle wichtigen und unwichtigen Probleme des Lebens gelöst und erörtert und die Meinungen ausgetauscht.

Durch Fritz Edinger wurden beide mit dessen Eltern bekannt und Frau Anna war wohl für lange Zeit ihr Ideal einer Hausfrau und Mutter. Während der ersten Ferien hospitierte Willy bei Professor Edinger und er kam heim mit der bestimmten Aussage: „Ich werde Psychiater“.

Die medizinische Fakultät in Heidelberg genoß einen sehr guten Ruf, hatte berühmte Professoren und Dozenten als Lehrer und Willys Wissensdurst wurde dort befriedigt. In den Ferien hospitierte er noch einmal bei Edinger, blieb aber bis zum Physikum in Heidelberg.

Sein halbes Jahr beim Militär als Mediziner verbrachte er in München bei der Infanterie, wohnte bei Frau Wörle in der Schleißheimer Straße. In München machte er viele interessante Bekanntschaften in Künstlerkreisen, mit Dora Polster¹ war er lange in Kontakt.

Als würdiger Sohn seines Vaters, der auch für sein Leben gern tanzte, oft bis tief in die Nacht hinein und der nur ungerne ein bescheidenes Vergnügen versäumte, genoß er München und besonders den Karneval in vollen Zügen. Einmal schrieb er uns: „Selbst wenn ich am Nordpol sein würde, zum Münchner Karneval komme ich doch zurück“. In Heidelberg mit seinen guten Arbeitsmöglichkeiten, seiner herrlichen Lage, verbrachte er die nächsten Semester, machte auch dort 1913 sein Staatsexamen. Das praktische Jahr brachte ihn nochmal vier Monate nach München, ob er da so viel Vergnügen hatte, weiß ich nicht mehr.

Ernst war ein sehr viel ruhigerer und zurückhaltenderer Junge als Willy. Die beiden verstanden sich trotzdem sehr gut. Sechzehn- und zwölfjährig machten sie während der Ferien ihre erste Fußtour allein, über den Niederwald und Taunus bis an die Lahn. Sie wollten nicht viel Geld mitnehmen, und Marx machte sie darauf aufmerksam, daß bei Heck in Diez sie sich Geld leihen könnten. Sie ließen sich dort zum Essen einladen, stolz wie sie waren, frugen sie nicht nach Geld. In Coblenz fehlte ihnen zur Rückfahrt noch 10 Pfennig und ungeniert baten sie den Portier am Bahnhof darum, der ihnen die kleine Summe gern lieh. Die Freude am Wandern, diese Wanderlust ist bei beiden geblieben, und so oft Gelegenheit und Zeit günstig war, genossen sie dieses Vergnügen. Teils zusammen, wie ihre Fahrt auf der Donau, die beiden noch in guter Erinnerung ist, teils mit Freunden und Freundinnen, und haben sie dadurch ihren Gesichtskreis sehr erweitert. Sie suchten dabei von Vater wenig Geld zu fordern, er wollte ihnen stets mehr geben. Sie fuhren 4. Klasse, was dem Genuß des Ausflugs keinen Abbruch tat.

Noch eine andere Episode aus Ernsts frühester Jugend. Vielleicht vier Jahre alt, gab ich ihm ein Goldstück, dies im Büro bei Kann in der Nachbarschaft wechseln zu lassen. Weinend kam er zurück, er hatte die 20 Mark auf dem kurzen Weg verloren, und impulsiv, wie ich früher war, gab ich ihm eine Ohrfeige. Das hat er mir sehr lange nicht vergessen.

¹ Dora Brandenburg-Polster (1884–1958) war eine bedeutende Buchillustratorin, Malerin und Grafikerin

Mit 14 Jahren hatte Ernst, der etwas langsamer, aber recht gut lernte, sein einjähriges Zeugnis und wollte nun aus der Kleinstadt. Karl Brück, der mit seiner Lehre in Frankfurt bald fertig war, hatte in einem guten, kultivierten Haus Aufnahme gefunden. Und dort dachten wir, daß auch Ernst es gefallen würde. Herr Mayer-Scherer war Bankbeamter, die Hausfrau die Tochter eines Lehrers, der schon 50 Jahre an der jüdischen Schule in Frankfurt (Philantropin) lehrte und in gutem Ansehen stand. Wir meldeten Ernst für die höhere Handelsschule für Kaufleute an. Er mußte sich sehr anstrengen, aber nach zwei Jahren machte er sein Abitur mit guten Noten. Trotzdem Frau Mayer-Scherer eine sehr gute Pflegemutter war, er sie sehr achtete und liebte, war er doch sehr von Heimweh geplagt und freute sich auf den Samstag, den er heimkommen durfte. Noch sehr jung hatte er oft über Kopfweh zu klagen, er mußte öfters die Schule versäumen. Unser Arzt in Bingen verschrieb ihm den Thermophor, ein mit einem besonderen Salz gefülltes Gummikissen, das in heißem Wasser aufgeköcht wurde. Wenn er einige Zeit den Kopf darauf gelegt hatte, vielleicht durch Hitze, verloren sich die Schmerzen. Ein Frankfurter Arzt gab ihm ein besseres Mittel, durch das er dies Leiden verlor.

Friedrich Kaufmann verschaffte Ernst durch einen Bekannten eine gute Lehrstelle im Bankhaus L. & E. Wertheimer. In den 3 1/2 Jahren, in denen er dorten war, hat er wahrscheinlich vieles im Bankfach gelernt, was ihm in seiner späteren Laufbahn als Kaufmann von Nutzen war.

Nachdem er die Schule verlassen hatte, wollte er gern ein freier Mann sein und mietete sich ein Zimmer. So konnte er öfters des Abends ausgehen, traf sich mit Bekannten, freundete sich sehr mit Ernst Weil aus Ulm an, den er öfters mit nach Bingen brachte. Auch größere Ausflüge konnte er in dieser Zeit machen und während Willy in München beim Militär war, besuchte er ihn und lernte dort Skilaufen. Es freute ihn sehr, als seine Lehrzeit zu Ende war, daß er nach 1/2 Jahr sein erstes Geld verdienen konnte. Am 1. Oktober 1912 mußte er zum Militär, meldete sich auch in München, kam zum 2. Infanterie-Regiment, wohnte auch bei Frau Wöhrlle. So ein Tanz- und Vergnügungsmichel wie Willy war er nicht, er hat sicher seine Zeit in München schön verbracht, doch erinnere ich mich nicht, daß er viel davon erzählte.

Jetzt wollte er ins Ausland und das nächste halbe Jahr verbrachte er in London. Ernst Weil war schon dort. Diese Großstadt, das war eine ganz

andere Welt, die sich ihm eröffnete, und er genoß sie in vollen Zügen. Dort traf er Richard Groß, Nathan Kann, Karl Brück, die Bankleute, die zusammen wohnten und die ihn wohl öfters mal einluden. Ein Zimmer fand sich bald und Arbeit in einem optischen Institut, wo er eine besondere Art von Brillen schleifen lernte, und er hatte rechte Freude an dieser Arbeit.

Am 1. April 1914 wurde er wieder zurückberufen, um eine Übung zu machen. Die Firma hatte beabsichtigt, eine Filiale in Paris zu eröffnen, die er dann leiten sollte, da er sich gut eingearbeitet hatte. Nach seiner Übung eröffnete er diese Filiale in Paris, aber am ersten August schon hatten wir Mühe, daß er nach Bingen zurückkam, er glaubte nicht an den Krieg.

Alice hatte dies liebenswürdige, freundliche Benehmen schon, als sie ganz klein war, und wenn das Kindermädchen die beiden Cousinen zusammen spazieren führte, Addi im gleichen Alter, dann lachte Alice jeden Bekannten, der sie ansprach, herzlich an, Addi legte die Hände auf den Rücken und sagte stolz: „Geb kein Händchen“. Als sie einsah, daß Alice sich Freunde erwarb und sie nicht beachtet wurde, bemühte sie sich auch freundlich zu sein. Die beiden Mädchen, trotzdem so verschieden, vertrugen sich sehr gut. Und da wir so nah beieinander wohnten, waren sie auch immer zusammen. Alice wurde von den älteren Brüdern, aber auch von den vielen Verwandten, die sie sehr gern hatten, sehr verwöhnt. Und an ihrem Geburtstag am 1. Januar kam selbst Onkel Julius schon früh am Morgen und brachte Geschenke für die Puppenküche. Dieser Tag war stets ein besonderer Festtag, auch heute noch, und Freunde und Verwandte vergessen nicht, ihr zu gratulieren.

Ganz selten nur hörte ich über die beiden Jungen, solange sie zur Schule gingen, eine Klage, oder daß sie sich über einen ihrer Lehrer zu beschweren hatten. Anders mit Alice. Sie war weder eine fleißige noch eine intelligente Schülerin, und sehr oft kamen Klagen über sie oder sie kam weinend nach Hause, so daß ich den Direktor der Töchterschule oder die Lehrerin sehr oft aufsuchen mußte.

Auch Marx ließ sich von ihren Krokodilstränen, die stets sehr nah waren, oft rühren, und da sie dabei den Mund verzog, wurde ihr der Spitzname Mutch gegeben.

Da sie stets mit Addi zusammen war, sie dieselben Interessen, dieselben



Von links nach rechts vorne: Ernst Mayer, Nelly Kaufmann, Simon Mayer (Vater von Marx), Addi Mayer, hinten: Mathilde Mayer, Marx Mayer, Alice Mayer (Kann) Rosa Kaufmann (Schwester von Marx), Friedrich Kaufmann, Emma Mayer, Willy Mayer, Adolf Mayer (Bruder von Marx)

Freundinnen, kurz dasselbe Leben führten, dachte ich, als die Schulzeit zu Ende war und beide in eine Pension von zu Hause fortkommen sollten, es sei besser, sie einige Zeit zu trennen. Addi kam zu Frl. Wolff in Wiesbaden, eine jüdische Pension mit einem sehr guten Ruf. Adolf wollte sie nicht so weit von zu Hause fort haben, da er sie öfters besuchte. Ich dachte, daß ein christliches Milieu Alice mal nicht schaden könnte, ein einfaches, bescheidenes Haus, in dem nicht so viel Wert auf Äußerlichkeiten, Kleider etc. gelegt wurde. Ich kann mich nicht erinnern, wer mir Frl. Müller in Gotha empfohlen hatte. Ich brachte sie dorthin, und es gefiel mir recht gut. Am nächsten Morgen, bevor ich abreiste und Abschied nehmen wollte, hatte sie schon keine Zeit mehr für mich, rief mir zu: „Adieu Mutter, ich muß in die englische Stunde.“ Bald kamen die Lamentobriefe, daß sie so Heimweh habe, daß es ihr nicht gefalle, und was alles sie sich zu beklagen hatte. Ich schrieb Willy nach Heidelberg, er solle mal hinfahren und nach ihr sehen;

er meinte, es sei viel besser für die Tochter, daß sie sich allein zurechtfinde. Ihre Briefe wurden auch ruhiger, doch nach einem halben Jahr schrieb Frl. Müller, daß sie die Pension aufgeben müßte, sie hätte nicht mehr genügend Schülerinnen.

Im Sommer war sie mit uns in Brückenau und im September brachte ich sie nach Brüssel zu Frl. Scheidt, eine Pension für jüdische höhere Töchter. Ihre Mitschülerin Anni Landau kam auch dorthin. Ich blieb zwei Tage dorten, fand, daß die Äußerlichkeiten auch eine große Rolle spielten, denn als ich mit einem Strauß Rosen für die Vorsteherin ankam und dachte, ich sei sehr nobel, war es doch nicht schön genug und der Eindruck sehr bescheiden. Hier gab es Vergnügungen, Tanz, Theater, Maskerade und es gefiel Alice sehr gut. Heute wundere ich mich nicht darüber, dies macht ihr auch jetzt noch viel Freude. Ob sie viel in Brüssel gelernt hat, bezweifle ich.

In diesem Jahr war unsere silberne Hochzeit. Wir hatten beabsichtigt, diesen Tag mit Alice zu verbringen und dann 14 Tage nach Oberitalien zu reisen, aber Marx' schlimme Gicht vereitelte unsere schönen Pläne. Adolf fuhr nach Brüssel, holte Alice für eine Woche nach Bingen. Am ersten August kam sie nach Hause, auch Addi war da schon wieder daheim

 – Kapitel 6 –

Spätere Erinnerungen

Im Winter gab es für die heranwachsenden Töchter in Bingen weder Beschäftigung noch Vergnügen, und es kam die Frage, womit die beiden Mädels nutzbringend zu beschäftigen. Sie sollten teils etwas Praktisches lernen wie schneidern, wozu in Bingen gar keine Gelegenheit war, auch über Kunst, Wissenschaft und Literatur mehr wissen, öfters in Theater und Konzerte kommen. In Frankfurt hatten wir wohl Verwandte genug, doch sollten sie ungestört ihren Pflichten und Vergnügungen nachgehen und es war besser, die Mädels zusammen in einer guten Familie, die sich auch bald fand, einzulogieren. Vormittags gingen sie zu den verschiedenen Lehrstellen, am Nachmittag zu Einladungen und Vergnügungen. Sie verbrachten ab 1. Januar dorten sehr gute, angenehme, vielleicht auch nutzbringende Monate, brachten beide zwei hübsche, selbstgearbeitete Kleider nach Hause.

Ich vergaß zu berichten, daß neben dem Mayerschen Haus ein großes schönes Anwesen war, der Winkler Garten, das der Großvater vor vielen Jahren gekauft hatte. Auf der Gaustraße stand darauf eine große Scheune, gut für den Geschäftsbetrieb, in der allerlei Kellerutensilien, manchmal auch Fässer, in ganz früheren Jahren auch wohl das Wägelchen eingestellt wurden. Durch eine Tür von Großvaters Hof kam man in einen sehr großen, schön angelegten Garten mit herrlichen Büschen, voller Blumen, einem Springbrunnen, zur Freude der Kinder, in dem sie so viel wie möglich planschen konnten, und sehr viele Obstbäume mit besonders guten Birnen. An freien Nachmittagen war lebhaftes Treiben darin herum, sie spielten stundenlang mit den Freunden. Auch wir Frauen saßen oft im Schatten der hohen Bäume für ein Schwätzerchen. Der untere Ausgang führte an das Nahequai. Da stand ein riesiger Nußbaum, im Herbst war man oft im Garten nicht sicher vor den Steinen, die die Buben an der Straße nach den Nüssen warfen, von diesen haben wir selten selbst etwas geerntet.

Das Büro der Firma Simon Mayer war schon bei Adolfs Heirat ins Hinterhaus verlegt worden, so daß Marx ungehindert aus- und eingehen konnte.

Mit den Jahren überließ Großvater Mayer immer mehr das Geschäft den Söhnen, sie waren ja auch alt genug, Marx schon 30 Jahre, als wir heirateten. Es war ihm oft nicht recht, wenn sie neuzeitliche Verbesserungen einführten. Zum Beispiel wurde die elektrische Bahn nach Büdesheim gebaut, hielt vor dem Haus, da war es doch zeitgemäß und gemütlicher, daß Marx mit den Herren in die Gaustraße kam und dort die Mahlzeiten eingenommen wurden, statt des aufgewärmten Essens in der kalten Büdesheimer Stube, so gab es nach und nach noch viele Änderungen und Verbesserungen.

Immer schon war der Großvater ein unzufriedener, schwieriger Charakter, wurde es immer mehr nach dem Ableben der Großmutter, die ihm sehr oft gut zuredete. Er vertrug sich schlecht mit den Schwiegertöchtern und Söhnen. Er fuhr fast jede Woche nach Frankfurt zu Rosa, klagte ihr sein Leid, teils seelisch, meist wohl auch physisch, denn er hatte viele Schmerzen an der Prostata. Jetzt würde man das operieren, damals wird es wohl nicht möglich gewesen sein, denn sicher konsultierten sie einen tüchtigen Arzt. Diese Beschwerden, die immer schlimmer wurden, machten ihn immer misanthropischer und unzufriedener, daß er oft selbst die Enkel nicht sehen wollte.

Er war stolz darauf, daß er fast als erster in Bingen Telefon hatte, so konnte er täglich Rosa sein Leid klagen, oft beschwichtigte sie ihn und kam ihn besuchen oder „Kaiser Friedrich“, wie er den Schwiegersohn nannte, kam für einige Stunden zu ihm nach Bingen.

Die letzten Monate, da er fast immer liegen mußte, waren für die Söhne und die Hausdame Berta eine schlimme Zeit, und es war eine Erlösung für ihn, als er 1905 starb.

Adolf und Emma ließen das Haus neuzeitlich verbessern und auffrischen, hatten ein großes, schönes Heim.

Adolf hatte schon, ehe er heiratete, von Zeit zu Zeit seelische Depressionen, die oft wochenlang anhielten. Diese machten ihn unfähig, etwas zu arbeiten. Er dachte und sprach nur von sich, war nur mit sich beschäftigt, konnte sich oft nicht entschließen aufzustehen, blieb tagelang im Bett.

Er versuchte es dann mit einem Aufenthalt bei Rosa, auch in einem Sanatorium blieb er nirgends länger. Diese Zustände dauerten meist eine bestimmte Zeit, dann kam plötzlich die Besserung.

In den ersten Jahren seiner Heirat hatte Adolf weniger darunter zu leiden, er war interessierter im Geschäft, bemühte sich Marx zu helfen. Dann kam die alte Plage zum großen Schrecken der ganzen Familie wieder. Meist fing er damit an, daß er Marx' Dispositionen in Büdesheim während dessen Abwesenheit änderte, glaubte alles besser zu wissen. Die Kunden, die seinen Rat nicht wollten, behandelte er unhöflich, so daß sie trotz Marx' Zureden fortblieben. Von den Agenten ließ er sich oft Weine aufschwätzen und soviel, daß Marx Mühe hatte, sie loszuwerden. Das gab Marx stets Ärger, Sorgen und Geldverlust, am liebsten war es ihm, wenn Adolf gar nicht nach Büdesheim kam.

Daheim hatte Adolf auch Sorgen und Leid. Emma, eine schöne und gesunde Frau von 22 Jahren, als sie nach Bingen kam, wurde in jungen Jahren schon zuckerkrank. Frl. Sahn, eine gelernte Schwester, kam regelmäßig und machte ihr Insulineinspritzungen. Nach und nach zeigten sich noch schlimmere Symptome, eine Rückgratverkrümmung. Anfangs ließ sie sich nichts merken, machte trotz der Schmerzen noch oft Spaziergänge mit uns und wollte nicht krank sein. Emma war ein guter Charakter, eine gebildete, feine Frau, die ein besseres Los verdient hätte: auch Adolf machte ihr das Leben sehr schwer. Die Krankheit wurde immer schlimmer, ein Arzt nach dem anderen wurde konsultiert, aber keiner konnte helfen. Sie war lange Jahre ans Haus gebunden.

Im Jahre 1922 verlobte sich Addi mit Karl Brück. Im April wurde die Trauung in der Synagoge vollzogen. Bei der Hochzeit im Deutschen Haus war Emma recht vergnügt dabei. An der Enkelin Marlis hatte sie viel Freude. Doch ihr Leiden verschlimmerte sich immer mehr, und ihr Arzt Dr. Herzog in Mainz versprach ihr Besserung, wenn er sie im Hospital in Mainz behandeln könne.

Sie entschloß sich nach vielem Zureden dazu, starb aber schon 6 Wochen danach im Oktober 1927.

Wenn ich in den vielen stillen Stunden, die ich so alleine in der Argyle Avenue bin und so viel Zeit habe, zurückdenke, muß ich mir zugestehen,

daß trotz der Kleinstadt, Vater und ich ein erfreuliches, beschauliches Leben führten, man war nicht so anspruchsvoll, die Tage verliefen gleichmäßig, waren aber stets angefüllt.

Das Geschäft gab Marx Freude und Befriedigung, wenn er auch durch Adolf oft Ärger hatte. Aber er verstand sich gut mit den Kunden, wußte für jeden die richtigen Worte, aber auch die richtigen Weine zu finden, und sie kamen gerne wieder. Die Küfer und Arbeiter, Valentin, Kilian, Heinrich, wie sie alle hießen, die jahrelang mit ihm arbeiteten, achteten und schätzten ihn. Der Sonntagvormittag gehörte der Buchführung, da ging er gleich nach dem Frühstück ins Büro. Aber nur sehr ungern und selten versäumte er nach dem Mittagessen den Besuch des Kaffeehauses, kam dann meist recht animiert nach Hause. Jahrelang war es das Café Rückes am Rheinquai, in dem die jüdischen Geschäftsleute sich zusammenfanden.

Als dies mehr von Fremden besucht wurde, bekamen sie zu verstehen, daß sie dorten nicht mehr erwünscht waren, und die Zusammenkünfte wurden ins Hotel Deutsches Haus, neben Hotel Goebel, verlegt. Da Marx stets mit der Elektrischen fuhr, war der etwas weitere Weg für ihn kein Unterschied.

Mein Vater und Onkel Moses gingen gern um 6 Uhr nach Geschäfts-schluß ein Stündchen zu Schultheis, Weinwirtschaft auf der Schmittstraße. Hie und da fand Marx auch Zeit hinzugehen. Großvater Mayer, der niemals in ein Café oder eine Wirtschaft ging, sah das zwar nicht gern, es gab dorten meist etwas zu lachen, die neuesten Witze, Stadtklatsch. Sein regelmäßiger Gang, wenn er von Büdesheim kam, war ins Büro und mußten ihn die Kinder meist zum Abendessen holen, denn Telefon gab es nicht im Büro.

Marx war eine Frohnatur, ein lebensbejahender Charakter, der es verstand, sich überall Freunde zu machen. Er war ein guter Tänzer, tanzte sehr gern, und selten fehlten wir in jungen Jahren auf dem Neujahrsball im Cäcilienverein.

Die drei Carnevaltage waren seine höchsten Feiertage, da wurde so wenig wie möglich gearbeitet, bis tief in die Nacht hinein getanzt und sich amüsiert. Meist waren wir am Samstagabend im Cäcilienverein, Sonntagabend wurde im Hotel Victoria gegessen und geschwätzt, Montag im Starken-

burger Hof und Dienstag im Domino und in der Maske Bekannte und Freunde verulkt und die Wahrheit gesagt, was Marx sehr gut verstand.

Das waren noch vergnügte, schöne Zeiten. Bis ein und zwei Uhr war ich ganz gern dabei, hatte dann genug und wäre lieber nach Hause gegangen, aber Marx konnte sich nicht so früh trennen. Einmal, ich weiß nicht mehr wo und in welchem Jahr, bat ich ihn um 2 Uhr doch mit mir nach Hause zu gehen, er sagte „Ja, bald.“ Als ich nach einer halben Stunde wieder bat, bekam ich dieselbe Antwort, bis er um 4 Uhr endlich nachgab. Dies habe ich nie mehr versucht, ich wartete, bis er genug hatte, und wir waren dann oft schon zeitig zu Hause.

Es drängt mich hier ein wenig von dem Carnevalverein zu erzählen. Bingen war trotz der kleinen Bevölkerung schon immer ein kultiviertes, fortschrittliches Städtchen, das merkte man besonders in den Wochen von Neujahr bis Fastnacht, wenn der Carnevalverein tagte. Da gab es keinen Unterschied der Klassen. Mit dem Kauf von Liederbuch, Kappe und Stern für nur drei Mark war man Mitglied des Vereins und hatte das Recht in Rede oder Gesang in anständiger, witziger Art alle Ereignisse des Städtchens während des ganzen Jahres zu verulken und zu kritisieren. Die Sitzungen fanden jeden Donnerstag im Pariser Hof statt, aus Mainz kam eine gute Kapelle, und das Comitee bestand aus prominenten Binger Bürgern, die stolz auf diese Würde waren. Es gab viele, besonders viele witzige gute Kräfte unter den Bürgern, jeder Redner wurde beim Klang des Carnevalmarsches auf das Podium begleitet, und den Applaus und den Lacherfolg hörte man oft durch die ganze Gaustraße. Alle Männer freuten sich auf die Sitzungen und nur besondere Veranlassungen mußten es sein, daß sie fehlten, mochten sie Marx Mayer, Bernhard, Moses oder Julius Groß heißen oder wer sonst. Es waren gewöhnlich 5 bis 6 Sitzungen im Jahr, eine davon war eine Damensitzung. Dazu wurden die Frauen und heranwachsenden Töchter auch zugelassen, und ich erinnere mich gut, daß ich noch ledig mitdurfte, ein blaues Kleid mit weißen Streifen neu von Frl. Christmann geliefert, anhatte, hoffend Marx Mayer zu gefallen.

Lange Jahre war Isidor als Kassierer beim Comitee und hatten Willy und Ernst, solange sie zur Schule gingen, in Bingen ihre Freude an den Liederbüchern und den Kappen.

Ich habe eine schwerere Natur, verstehe nicht so gut stets Conversation zu

machen, den Menschen immer etwas Angenehmes zu sagen, liegt mir nicht auf der Zunge. Dadurch hatte ich in der Schule nicht so viele Freundinnen, wurde nicht zu den Kränzchen aufgefordert, aber mit wem ich Freundschaft schloß, die hatten mich gern, es waren dann auch wertvolle Menschen. Als Regina Chotzen, meine beste Freundin damals, zu uns ins Haus kam, um uns zur Verlobung zu gratulieren, frug sie Marx, ob ich ihm schon einen Kuß gegeben hätte. Diese Prüderie geht mir heute noch nach.

An Zeitvertreib fehlte es mir nicht, wenn Marx tagsüber in Büdesheim war; mit Emma, Jenny oder Ida Brück machte ich fast täglich einen langen Spaziergang den Rhein entlang bis Kempten oder auf den Rochusberg. Wir trafen uns wohl auch bei der einen oder anderen, schwatzten oder nähten. Die alten Tanten wollten auch oft besucht werden. Jeden Winter gab es große Kaffeegesellschaften von 15 bis 20 Damen, zu denen Konditor Zerwes die Kuchen und das Eis lieferte, und sein Stolz war es, für jede Hausfrau es passend und in anderer Form zu machen.

Auch die Bar Mizwa-Feste in der Familie wurden groß gefeiert. Im Jahre 1893 kamen vier Buben in der Familie auf die Welt: Paul Brück, Paul Lichter, Ernst Mayer und Fritz Brück. Bei den Beschneidungen waren nur die Eltern zugegen, bei den Bar Mizwa-Festen waren es 20–30 Personen und mehr.

Aber zuerst muß ich noch von einer ganz großen Festlichkeit erzählen, Eugen Groß' Bar Mizwah, die im Pariser Hof, etwa im Jahre 1891, abgehalten wurde. Tante Johanna und Onkel Moses wohnten damals noch in der Nahestraße, hatten ein bescheidenes Haus und konnten nicht viel Gäste aufnehmen. Tante Johanna, die aus Trier kam, hatte viele Geschwister, die sie gern bei dem Fest hatte, es können 30–40, vielleicht noch mehr Personen gewesen sein. Da das Essen streng koscher von jüdischen Frauen gekocht werden mußte, ich glaube, Hannchen war damals auch schon dabei, wurde ein Herd nahe des Eßsaals aufgestellt und in Körben bei jedem in der Familie das gute Porzellan zusammengeholt. Anna war noch ledig, und ich erinnere mich noch an das Gedicht, das sie damals vortrug. Bei allen Gelegenheiten, Hochzeiten von Fränzchen, Dorchen, Emma, rettete sie die Ehre der Familie, indem sie Gedichte vorbrachte, die Herr Lowenstein, der Mann von Sofie Seligmann, Modistin in der Rathausstraße, verfaßte. Bei Eugens Fest spielte sie auch mit dem Vorsänger der Gemeinde Theater. Das Stück hieß „Dem Herr ein Glas Wasser“ und muß sehr wit-

zig gewesen sein, denn es wurde viel gelacht, und jeder hatte sich gut amüsiert. Wahrscheinlich hatte Onkel Moses auch einen guten Tropfen aufgetischt, er liebte sehr ein gutes Gläschen.

Willys Bar Mizwa war im Januar 1903, kurz nach dem Ableben der lieben Eltern, da war man nicht zu Festlichkeiten aufgelegt. Nur Großvater Mayer und die Geschwister waren zugegen, aber an Geschenken fehlte es ihm nicht.

Hugo Brück hatte eine schöne große Wohnung auf der Gaustraße gegenüber der Gräffschen Fabrik und hatte Platz für viele Leute. Zu Pauls Fest wurde unter Tante Bertas Leitung, von Hannchen und Zerwes, dem Koch, alles fein hergerichtet und sehr schön serviert. Zur Abwechslung wurden die Gäste mit Vorträgen und Liedern unterhalten.

Der nächste Bar Mizwa-Junge war Paul Lichter, und fuhren wir für 3–4 Tage nach Stuttgart. Anna hatte es sich leicht gemacht und hielt die Festlichkeit in einem jüdischen Restaurant ab. Diese war dadurch nicht so intim und gemütlich, noch das Essen so ausgesucht und gut. Aber wir freuten uns sehr, mal wieder in der Großstadt zu sein, ins Theater zu kommen, Abends auszugehen.

Jetzt galt es für mich schon Vorbereitungen zu machen, denn am 7. April war Ernsts Ehrentag. Als wir umbauten und soviel im Haus verbesserten, hatte Baumeister Göbel uns vorgeschlagen, eine breite Tür auch zwischen Salon und Schlafzimmer zu machen, die von beiden Seiten übertapeziert war und bei Gelegenheit herausgenommen wurde. Dies war die Gelegenheit, so konnten wir mehr als 30 Personen im Eßzimmer, Salon und Schlafzimmer an einer langen Tafel setzen. Zerwes und Hannchen zeigten ihre Kochkünste, aber letztere war in schlechter Verfassung, denn einige Tage vorher war in San Francisco das große Erdbeben, bei welchem so viele Menschen umgekommen waren, und sie hatte zwei Kinder dorten, von denen sie noch keine Nachricht hatte.

Willy und Emil Seligmann waren die Gelegenheitsdichter, und ich erinnere mich noch gut an die Pantomime mit Gesang, die die Kinder vortrugen und nach dem damals in Mode gekommenen Lied: Tchingtchinbumbum und Tching.

Der Anfang hieß: Tchingtchinbumbum und Tchingtatera, was ist denn auf der Gaugaß da

Die ganze Familie läuft hinaus
In Eil in Onkel Manns Haus?
Voran die Tante Bertha!
Die Tante Bertha geht voran,
Weil immer sie den Ton gibt an.
Der Otto, Richard, Julius,
Das Tante Sarchen macht den Schluß.
Etc etc.
Von Adolf Brück und Jenny war gesagt,
Wenn auf der Schmittgaß gehn die zwei,
kann die Elektrisch nicht vorbei!

Während der Ferien im August war Fritz Brücks Fest, und wir sandten von Finhaut¹, wo wir damals waren, ein ulkiges Lied.

¹ Finhaut: Ort im französischsprachigen Wallis

– Kapitel 7 – Reisen

Wenn ich von Reisen rede, muß ich doch meine erste Fahrt mit der Bahn erwähnen. Damals waren die Eisenbahnen Deutschlands noch Privatunternehmen. In Hessen lief die Ludwigsbahn, und die Aktien wurden an der Börse gehandelt. Für jede 10 oder 20 Aktien bekam man am 28. April jeden Jahres eine Freifahrkarte auf der Ludwigsbahn. Das Bankhaus Ferdinand Seligmann hatte immer welche, die sie an Verwandte, wahrscheinlich auch gute Kunden verteilte, und für uns Kinder war diese Fahrt ein Ereignis.

Einmal, erinnere ich mich, durften Anna und ich, wahrscheinlich hatte uns jemand mitgenommen, nach Mainz, Onkel Siegfried, Mitternacht 8, besuchen. Eva, die älteste Tochter, war mit Glion Hanau aus Saarlouis verlobt, und Anna, unser enfant terrible der Familie, hatte zufällig bei einer Unterhaltung gehört, daß Lion Hanau schon einmal verlobt war. Ihre erste Frage an Eva, die davon nichts wußte, war: „Wenn ein Herr ein zweites Mal sich verlobt, bekommt er die Geschenke zurück und gibt sie der neuen Braut?“ Eva war natürlich erstaunt und wenig erfreut über diese Frage, so war unser Aufenthalt in Mainz nicht gerade erfreulich, denn Eva war eine strenge, nicht sehr liebenswürdige Dame.

Einige Jahre später lud Heinrich Seligmann Donchen, Emma und mich zu einer Fahrt nach Heidelberg ein. Wir besuchten das Schloß und die Umgebung, Heinrich kaufte uns als Erinnerung Photos, die ich noch lange aufbewahrt habe.

Wir verbrachten einen schönen Tag. Ich hätte Heinrich gern geheiratet, wenn mein Vater mir einige hunderttausend Mark Mitgift hätte geben können; vielleicht brauchte Heinrich auch das Prestige der reichen Firma Ochs, um in Frankfurt in die Praxis zu kommen, wer weiß!

Rasch waren die Kinder herangewachsen und wollten während der Ferien verreisen. Da wurden dann Pläne gemacht und überlegt, Erkundigungen

eingezogen. Pläne machen war eine von Marx' liebsten Beschäftigungen, und kaum waren wir zurück, da wurde schon davon gesprochen, wohin die Fahrt im nächsten Jahr gehen sollte.

Warum wir – vielleicht im Jahre 1900 – in Schluchsee waren, weiß ich nicht mehr. Arthur Kaufmann war mit uns, und Wilhelm, der kurz verheiratet war und in Stuttgart im Geschäft, kam einige Tage zu uns. Er nahm die drei Jungens mit zum Kirscheneinkauf bei den Schwarzwälder Bauern. Hirsch und Lichter machten daraus den guten Kirschenschnaps.

Für das nächste Jahr wurden schon weitere Fahrten geplant. Pontresina war das Ziel. Über Basel – Chur ging die Fahrt weiter mit der Post über Celerina nach Pontresina. Dort hatten wir im „WeiBes Kreuz“ Zimmer gemietet; da wir fünf Personen waren, suchten wir meist nicht die allzu teuren Hotels auf. Es hatte schon auf der Fahrt geregnet, auch nach dem ersten Tag dorten, und als schon früh am nächsten Morgen die Sonne schien, machten wir uns auf den Weg, den Schafersberg zu besteigen. Das war der niedrigste Punkt. Doch so zwei bis drei Stunden Aufstieg in Schnee und Sonne und ebenso viel Rückkehr war zu viel für meine Haut, besonders da ich Neuling gar keine Vorkehrung gegen Sonnenbrand getroffen hatte. Als wir im Hotel ankamen und es zum Essen schellte, kühlte ich auch noch das Gesicht mit kaltem Wasser. Dieses unbedachte Vorgehen mußte ich schwer büßen und hatte mir viel Freude an der Reise genommen. Den nächsten Tag mußte ich zu Bett liegen und mit einer Flüssigkeit aus der Apotheke die Brandstellen kühlen, auch noch einige Tage im Zimmer bleiben, während Marx mit den Kindern die Berge und Gletscher bestiegen. Öfters machten wir Spaziergänge nach St. Moritz, aber nach Maloja fuhren wir im Wagen, denn ich fühlte mich immer noch nicht ganz wohl. Zwei Wochen blieben wir da, dann ging die Heimfahrt mit der Post über den Berninapß nach Bormio, Tirano, wo wir übernachteten. Am folgenden Tag fuhren wir mit der Post weiter nach der drei Sprachenspitze und marschierten weiter nach Trafoi. Da hatte Alice sich plötzlich verlaufen, und wir riefen und suchten lange, bis sie sich wiederfand. Von Trafoi ging es mit der Post nach Meran und weiter nach Bozen. Wir blieben zwei Tage dort, übernachteten im „Greifen“, denn es gefiel uns sehr gut da. Als wir daheim ankamen, war mein Gesicht noch so rot wie eine Tomate. Es war aber eine wunderschöne Reise. Wir hatten viel Schönes gesehen und den ganzen Winter hatten wir Erzähl- und Gesprächsstoff.

Im folgenden Sommer war die französische Schweiz unser Ziel. Emil Seligmann hatte uns Finhaut als Ruhepunkt so sehr empfohlen und folgten wir gern seiner Anregung. Erste Station war Lausanne mit einem Ausflug nach Evian-les-Bains. Von dort fuhren wir das Rhone Tal entlang nach Sion. Marx und die Jungen bestiegen den Roche de Nays. Sie hatten unterwegs ein Picnic mit Räucherzunge noch von Bingen, und das Spitzchen, das schon etwas trocken und hart geworden war, schlug Ernst vor, solle man für die Mutter aufheben. Alice und ich fuhren mit der Zahnradbahn hinauf. Die Rückfahrt machten wir zusammen. Nächste Station war Martigny und von da mit der Post nach Finhaut. Dies war ein bescheidener, kleiner Ort, damals noch mit schöner Aussicht und Gelegenheit, viele nahe und weite Ausflüge zu machen, was Marx mit den Jungens auch täglich ausnutzte. In der Gorge, die sie damals besuchten, verschwanden, da die Brücke morsch geworden war, am nächsten Tag drei Menschen in den Fluten. Zwei Wochen blieben wir dorten, dann ging es über den St. Bernhard-Paß nach Chamonix, hier bestiegen die Männer, nun gut trainiert, auch den Morteratchgletscher. In Genf, wo es Marx besondere Freude machte im See zu schwimmen, ging die Fahrt heimwärts.

Im darauffolgenden Jahr waren die Jungens schon nicht mehr in Bingen. Alice war mit uns bei unserer Ferienfahrt am Vierwaldstädter See entlang, Zürich, Luzern, Scheidegg auf den Rigi.

Diese Reise machte keinen so großen Eindruck auf mich, ein Beweis, ich habe nichts mehr davon in Erinnerung.

1908 machten wir die Nordlandfahrt. Die Billette hatten so lange noch Gültigkeit, ich freute mich sehr auf diese Reise, denn ich hatte das Meer noch nicht gesehen. In Hamburg blieben wir drei bis vier Tage, sahen uns überall um, besuchten Theater, fuhren auf der Alster, verbrachten eine schöne Zeit. Dann ging die Fahrt mit einem der kleinen Dampfer die Fjords entlang nach Bergen.

Es waren so viel ich mich erinnere 60 bis 70 Personen, die sich da zusammenfanden, verschiedenen Alters und Interesses. Wir hatten uns mit niemandem besonders angeschlossen, die Freude an der herrlichen Natur verband uns alle. Diese Eis- und Schneegebilde, so ganz anders als in der Schweiz, machten großen Eindruck auf uns, auch die verschiedenen Orte, an denen der Dampfer hielt und die wir besuchten.



Mathilde Mayer mir ihrem Mann Marx während eines Ferienaufenthalts in einem Badeort im Juni 1931. Sie war damals 62 Jahre alt.

Wir wurden photographiert, ich hatte Bilder mitgebracht, lange aufbewahrt, wie die Erinnerungen an dies große Erlebnis.

Die Rückfahrt ging über Kiel, das mich besonders interessierte, da Willy ein Semester dorten verbracht hatte, aber keinen großen Eindruck auf mich machte.

Da wir Berlin nicht kannten, beschlossen wir zum 20. Hochzeitstage eine Fahrt dorthin für 14 Tage zu machen. Wir wohnten im Central Hotel, wo alle Binger Weinhändler stets Logis nahmen, und ich sah von Berlin mehr als in all meinen späteren Besuchen dorten. Ich machte viele Einkäufe, denn die Kaufhäuser waren für mich was Neues und reizten zum Geldausgeben. Ich brachte auch recht schöne Sachen mit nach Hause.

Sehr oft aßen wir bei Kempinski, dem Restaurant mit den billigen, sehr guten Mahlzeiten, und durch Fritz Neuberger, den Bruder von Agnes Groß, den wir in Berlin trafen, konnten wir uns die Küche dorten ansehen, die uns damals sehr imponierte.

Verwandte und Bekannte hatten wir noch nicht in Berlin, so konnten wir nach unserem Gefallen leben. Wir waren oft in Theater und Konzerten, machten Bootsfahrten auf den Seen, fuhren in die Umgebung von Berlin, die uns sehr gut gefiel.

Die Heimreise führte durch Westfalen nach Münster, wo wir die Lutterbecks besuchten. Der alte Herr und die Söhne waren doch so oft unsere Gäste in Büdesheim und Bingen. Sie waren von unserem Besuch sehr erfreut, und wir wurden sehr gastlich und herzlich empfangen. Man zeigte uns die Stadt, die wunderschöne Weinstube im besonderen, wir wurden zum Essen eingeladen, verbrachten dort zwei schöne Tage. Das war für Marx ein erfreulicher, schöner Abschluß der Reise.

Durch die Säure, die sich bei dem vielen Weinprobieren entwickelte, machte sich bei Marx immer mehr das Bedürfnis nach einer Trink- und Diätkur bemerkbar, und der Sommer 1911 sah uns in Brückenau. Warum wir diesen bescheidenen, einfachen Badeort wählten, weiß ich nicht mehr. Für Alice, die mit uns war, war es eine langweilige Zeit. Marx fühlte sich danach so viel besser, daß wir unseren Aufenthalt 1912 wiederholten. Das erste Jahr hatten wir keine interessanten Bekanntschaften gemacht, 1912 trafen wir

dort Familie Abeles aus Hamburg mit ihren fünf Kindern. Wir freudenten uns an, Marx und Frau Abeles verstanden und amüsierten sich sehr gut; Frau Abeles war sehr stark, konnte nicht viel laufen, aber mit Herrn Abeles machten wir weite Spaziergänge, besuchten die Mönche einige Male auf dem Kreuzberg. Alice hatte mehr Unterhaltung. Wir hatten alle eine schöne Zeit.

Im Herbst besuchte Frau Abeles uns eine Woche in Bingen, wollte unser Heim sehen und sich ein bißchen ausruhen, bevor ihr sechstes Kind geboren wurde. Ich hatte rechte Mühe ihr etwas Abwechslung zu bieten, in Bingen im Spätherbst; da man keine Rheinfahrten oder Spaziergänge machen konnte, blieb nur Familienbesuch und Kaffeeklatsch.

Unsere Silberhochzeit, 11.4.1913, dachten wir mit Alice in Brüssel zu feiern und von dorten eine Fahrt durch Oberitalien, das wir noch nicht kannten, zu machen. Der Koffer war gekauft, alles gut geplant und vorbereitet, plötzlich bekam Marx so schlimme Gichtschmerzen in der großen Zeh, die das Reisen unmöglich machten und er zu Bett liegen mußte. Adolf fuhr nach Brüssel und holte Alice, die Söhne und Verwandten kamen alle in die Gaustraße. Es wurde doch noch ein schönes Fest mit vielen Leuten und gutem Essen und Weinen, und wir wurden sehr reich beschenkt

Marx spürte noch sehr lange die Zeh, wurde damit noch oft geneckt. Er klagte aber nun auch öfters über Schmerzen im Darm und Magen, die eine gründliche Kur notwendig machten und fuhren wir im folgenden Sommer nach Marienbad. Wassertrinken und Bäder war dort unsere wichtigste Beschäftigung. Ich hatte auch eine strenge Kur vorgeschrieben seines Rheumas wegen, so kamen wir mit Lichters, die zur selben Zeit dort waren, nur bei den Abendmahlzeiten zusammen. Jeder liebte einen anderen Frühstücksgarten und traf dort seine Freunde.

Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß von Ende Juni bis Mitte Juli die beste Zeit sowohl in den Bädern als auch in den Restaurants und den Wohnungen dorten war und mieteten wir im selben Haus wieder für 1914, Mitte Juni. In diesen frühen Sommerwochen war es nicht so überfüllt, besseres, nicht so viel östliches Publikum, man wurde besser bedient.

Als Abschluß dieser Reise planten wir einen Besuch der Buchra, der Buchausstellung in Leipzig und wollten in der zweiten Hälfte Juli zu-

rückkommen. Einen großen Schrecken hatten wir, als wir eines Nachmittags nach einem Aufenthalt in einem Höhenlokal in die Stadt kamen und die schwarzen Flaggen hängen sahen. Der Mord von Sarajewo. Wir ahnten nicht, welche schlimmen Folgen dies hatte. Wir blieben unsere Zeit in Marienbad, verbrachten eine Woche in Leipzig. Auf der Buchausstellung gab es viel Interessantes und Neues zu sehen, so daß die Tage nur zu rasch vergingen. Gar zu gern wäre ich mit dem Zeppelin, der stündlich Flüge über der Stadt machte, geflogen. Als er zum ersten Mal über Bingen kam, den Rhein hinunter flog, standen Marx und ich mit Clara, Isidor und Hans auf dem Weg zum Rochusberg. Er hatte sehr großen Eindruck auf mich gemacht, jetzt konnte ich ihn in der Nähe sehen, aber Marx wollte nicht, daß ich fliege.

Als wir in Bingen ankamen, merkten wir sehr, daß Krieg bald zu erwarten war und waren sehr in Sorge um Ernst, der am 2. Mobilmachungstage schon in München sein mußte, um sich beim 2. Infanterie-Regiment zu stellen. Er schrieb, auf der Gesandtschaft in Paris habe man ihm gesagt, es gäbe keinen Krieg. Wir sandten Geld, drahteten ihm, daß er zurückkommen müsse und am Samstag, einen Tag vor der Mobilmachung, holten wir ihn ab am Bahnhof Bingerbrück. Er kam mit einem kleinen Koffer, Kleider, Wäsche, Bücher hatte er dort gelassen, denn er war im festen Glauben, daß er bald wieder zurückkömme. Er wurde rasch eines anderen belehrt. Vier Jahre steckte er in der Uniform, nach Paris kam er so rasch nicht wieder. Es waren schlimme Jahre der Angst und Sorgen, die wir um unsere Soldaten erlebten, und wir müssen heute noch unserem lieben Gott dankbar sein, daß sie mit heilen Gliedern gesund alle heimkamen.

Willy wurde beim Badischen Train eingezogen, hatte nur eine kurze Kriegszeit. Er hatte versäumt, seinen Beruf nach dem Physikum in seinen Militärapß eintragen zu lassen, kam zu einer Bäckerkolonne, half Brotbacken. Einmal schrieb er uns: „Sieg oder Tod, wir backen Brot!“ Ein andermal schickte er ein Telegramm, und wir waren sehr erschreckt, was Schlimmes es wohl bringen möge. Er bat uns, ihm getrocknete Pflaumen zu schicken, um Hutzelbrot zu machen, das die Mannschaft sehr liebte. Als er verwundete Soldaten verarztete und verband, merkte man, daß sein Beruf ein anderer war. Nach einem halben Jahr forderte ihn die psych. Abteilung der Heidelberger Universität zurück, und er blieb dort während des ganzen Krieges. Beide Jungens waren bei den ersten Kämpfen im Elsaß nahe beieinander, ohne sich zu treffen.

Das Jahr 1914 war ein überaus reiches Obstjahr, und in unserem Garten waren die Bäume voll mit Reineclauden und Birnen; davon brachten die Töchter den Soldaten, deren Züge die Nahe entlang nach Frankreich rollten und oft an der Drususbrücke hielten, Körbe voll, die mit Dank angenommen wurden.

Da bedauerten wir sehr, daß wir so am Ende der Stadt wohnten und es so lange dauerte, bis der Briefträger zu uns kam. Marx ging ihm jeden Morgen bis in die Schmittstraße entgegen, konnte nicht schnell genug seine Post haben.

Nachdem der Krieg einige Wochen gedauert hatte, wurde in Bingen ein Rekrutenlager errichtet, und jeder Hausbesitzer mußte eine bestimmte Anzahl Burschen, 19- und 20-jährig, aufnehmen. Wir bekamen sieben zugeteilt, und da in unserem Haus kein Platz für soviel Leute war, mieteten wir nebenan beim Schnapsmeyer einen großen Raum, wo die jungen Leute schliefen. Die Mahlzeiten bekamen sie am großen Tisch im Kelterhaus und brachte es Leben ins Haus. Den Dienstmädchen machte dies großes Vergnügen, sie kochten gern für die Leute. Ich mußte die Namen der Soldaten stets wissen, wenn nach dem einen oder anderen gefragt wurde, auch für Ordnung im Schlafraum sorgen. Teils auf dem Rochusberg und in der Rheinallee wurden Rekruten einexerziert und gedrillt und alle paar Wochen kamen andere.

Anfang November schellte es eines Nachts mal wieder bei uns, ich stand auf und sagte zu Marx: „Sicher ist wieder was los mit einem der Burschen“, öffnete das Fenster, da rief eine Stimme: „Mutter, wirf den Schlüssel herunter, der Krieg ist aus.“ Es war Ernst, der durch einen Schuß im Rücken leicht verwundet war und von der Grenze in einem Güterwagen, da es noch keine Krankenwagen gab, heimtransportiert war, in Bingerbrück ausstieg und heimging. Ich war rasch unten, wollte ihm helfen die Schuhe auszuziehen, was er nicht zuließ. Die Wunde war nicht schlimm. Er war froh, in seinem eigenen Bett zu liegen und nach einer Nacht Ruhe zu baden und sich zu rasieren, es war ein langer rotblonder Bart gewachsen. Am übernächsten Tag hatte er sich im Binger Kriegshospital, das Technikum war dazu eingerichtet worden, zu melden, mußte dort noch eine Woche bleiben, aber nach vier Wochen schon wurde er als geheilt entlassen. Da er ein großer Freund von Skilaufen war, meldete er sich in München zum Skibataillon, kam nach Murnau zum Training und Mitte Mai mußte er schon wieder einrücken. Aus dem Skibataillon wurde eine Ge-

birgstruppe, die in den Dolomiten kämpfte. Doch bald kam Ernst nach Döberitz zum Offizierskurs und ehe er ausrückte, kam er heim zum Urlaub. Dann ging's nach Serbien, er wurde Offizier und machte den Winterfeldzug mit durch die Karpaten und Rumänien.

Man war in steter Unruhe und Sorge nicht nur um ihn, auch um all die Jungens von Freunden und Verwandten. Täglich wurden Päckchen gemacht mit Eßbarem und Nützlichem, was man draußen brauchen konnte, und womit man hoffte, Freude zu machen.

Keiner sollte vergessen werden, es war eine aufregende Zeit. Ernst war mit seiner Gebirgstruppe viel herumgekommen, hatte viel von der Welt gesehen, Schönes und Trauriges, wußte stets viel zu erzählen.

Wenn er zum Urlaub heimreiste, mußte er stets über München, und da die Lebensmittel in den großen Städten immer knapper wurden, bekam Frau Wörle das Öl und Fett, das er aus Rumänien und Italien brachte.

„In Bingen könnt ihr immer noch mehr Eßbares haben, habt immer noch bessere Quellen als diese armen Leute in der Stadt“, behauptete er, und so war es auch.

Herbst 1918 kam plötzlich ein Anruf von ihm aus Bad Orb im Taunus, er war nicht wohl und dort im Hospital. Ich war in Stuttgart bei Anna, so fuhr Marx allein hin ihn zu besuchen. Schon eine Woche später kam er nach Hause, das Kämpfen war zu Ende, es war Waffenstillstand.

Die Welt ist seitdem nicht mehr zur Ruhe gekommen, unsere friedlichen, schönen Zeiten sind für immer vorbei, aber wenn ich zurückdenke, gibt es mir Genugtuung, daß unsere Kinder in ihrer Jugend ein geeinigtes, kulturelles Deutschland kannten und liebten.

Alice wurde durch Frau Borg, eine gelernte Kindergärtnerin, angeregt, mit ihr und Addi einen Volkskindergarten zu gründen und zu leiten. Es war dieses für Alice etwas ganz Neues, machte ihr viel Freude, sie hatte eine nutzbringende Tätigkeit. Die Verwandten konnten nicht verstehen, daß ich erlaubte, daß sie für diese verwahrlosten Kinder Sorge, die schmierigen Gesichter und Hände wasche, sie fütterte. Sie hatte öfters mal Läuse, doch dem konnte abgeholfen werden.

Doch bald kam dieser Zweig der Wohltätigkeit auch unter die Organisation des Roten Kreuzes, das in der Rochusstraße eingerichtet wurde und der die ganze weibliche Bevölkerung, ob Jud oder Christ, sich zur Verfügung stellte.

Am Bahnhof wurde eine Suppenküche eingerichtet und ich half den vorüberfahrenden Soldaten warmes Essen zu reichen.

Es wurden Lebensmittel unter die arme Bevölkerung verteilt, die Kriegerfrauen holten sich jede Woche reine Wäsche, die, von der Bevölkerung gestiftet, teils im Roten Kreuz gemacht wurde.

Aus dem Kindergarten wurde ein Kinderhort, in den auch die älteren Kinder nach Schulschluß kamen und ihre Schularbeiten machten und von freundlichen Helfern betreut wurden. Die ganze Bevölkerung suchte je nach Kraft und Vermögen die Kriegsleiden zu vermindern und tragen zu helfen.

Die Sorgen um die Soldaten, das Warten auf die unregelmäßigen Nachrichten aus dem Felde, diese unruhige Zeit machte Marx oft ungeduldig und sehr nervös. Da schlug Isidor ihm vor, er solle doch Skat spielen lernen. Marx hatte selten Karten gespielt, und dieser Zeitvertreib half ihm sehr über die trüben Gedanken und Aufregungen während der langen Winterabende. Er liebte das Spiel bis an sein Ende und hat mit lieben Angehörigen und treuen Freunden viele vergnügte, frohe Stunden damit verbracht.

Marienbad fehlte uns sehr. Marx' Magenbeschwerden zeigten sich jetzt öfters. Er hatte wenig Appetit, schlief schlecht, klagte über Schmerzen. Willy veranlaßte ihn dann stets mal wieder zur Beobachtung und Diät kurze Zeit in Wiesbaden im Sanatorium Heile zu verbringen. Der Doktor gab ihm strenge Diät, der Magen wurde ausgepumpt, geröntgt, und meistens kam er nach dieser Kur erfrischt und wohler zurück. Da ich in Bingen nichts zu versäumen hatte, fuhr ich gegen Mittag zu ihm, wenn seine Behandlung beendet war, um ihm Gesellschaft zu leisten, was er sehr liebte.

Im Sommer suchten wir nicht sehr weit von Bingen einen angenehmen Ferienaufenthalt für 3–4 Wochen, schön im Wald und Gebirge und wo es gut zu essen gab. Das Hotel zur Post in Freudenstadt im Schwarzwald war

uns dafür sehr empfohlen. Alice kam mit uns, auch Irma Lichter aus Stuttgart, die, trotzdem ihre Eltern so gegen die Heirat mit Max Wronker waren, nicht von ihm lassen wollte und daheim wenig Frieden hatte.

Sie genoß die ruhige Zeit mit uns sehr. Wir trafen einige befreundete Frankfurter Familien und verbrachten gute Wochen dorten.

Auch der Sommer 1917 sah uns in der Post, aber da war das Essen schon nicht mehr so reichlich und gut, auch hatten wir keine so angenehme Gesellschaft gefunden.

Am 9. November 1918 war Waffenstillstand. Das Kämpfen hatte aufgehört, der Friedensvertrag wurde unterzeichnet, aber Friede gab es nicht mehr in der Welt.

Wir wurden von dem plötzlichen Ende sehr überrascht. Das Telefon schellte und Tante Berta frug mich: „Hast du schon von Wilsons 14 Punkten gehört, die wir zu erfüllen haben?“ Ich war ganz entsetzt. Meine Antwort war: „Wir haben doch gesiegt, wir haben doch nichts abzugeben, das ist unmöglich!“ So dumm war die Bevölkerung gehalten worden, daß wir von nichts wußten, trotzdem wir doch täglich unsere Frankfurter Zeitung lasen, daß der Krieg für uns verloren war.

Sicherlich in den großen Städten wie Berlin, München etc. wußte man mehr, was draußen vorging, für uns dumme Binger war es ein plötzlicher Schock, als wir das schlimme Ende vernahmen. Das ist der Unterschied zwischen der alten und der neuen Welt, in der wir jetzt leben. Drüben wurde und wird sicherlich auch jetzt noch der Bevölkerung nur gesagt, was angenehm ist, vieles sollte das Volk nicht wissen. Hier wird in den Zeitungen die dümmste und einfachste Begebenheit so breitgetreten. Jeder meint, er müßte seinen Senf dazu geben, daß man oft wenig Freude am Zeitunglesen hat. Kein Wunder, daß hier die Auflagen so groß sind.

Unter den Wilsonschen Punkten, die Deutschland zu erfüllen hatte, war auch die Besetzung des linken Rheinuferes. Da kamen für uns Binger schlimme Zeiten. Hinter den Vorhängen standen Alice und ich, sahen die französischen Truppen von Kreuznach kommend über Bingerbrück in Bingen einziehen. Es war mir schrecklich, und die Tränen liefen mir die Backen herunter. Wir waren damals noch gute Deutsche.

Alle größeren Gebäude hatten die Franzosen beschlagnahmt. Im Hotel Viktoria hatten sie ihr Hauptquartier, und sehr bald bekamen wir sie auch in unseren Häusern zu sehen und zu spüren. Zuerst wurde bei uns oben nur das Fremdenzimmer beschlagnahmt. Oft wechselten die Bewohner. Manche waren bescheiden ohne viele Ansprüche, andere quälten mich und das Dienstmädchen mit steten Wünschen. Ein Corporal, der eine Zeitlang bei uns wohnte, schellte oft um 12 Uhr nachts, daß das Mädchen ihm etwas bringen sollte. Da diese sich weigerte, ging ich hinauf und fragte nach seinen Wünschen. Dann kam eine Zeit, daß wir die untere Wohnung abgeben mußten, wir bewohnten nur den oberen Stock. Ein Ehepaar kam ins Parterre. Wir hatten keinen Kontakt zu ihnen, doch als die Frau ihr Baby erwartete, kam der Captain herauf und bat mich bei ihr zu bleiben, bis er Arzt und Hebamme geholt hatte. Inzwischen war der Junge schon geboren, und ich war froh, aus meiner unangenehmen Lage erlöst zu werden.

Nach mehreren Jahren wurde diese Besetzung von den Engländern abgelöst. Diese liebten nicht die Gaustraße, zogen in die Nähe des Rheines, und wir sahen wenig von ihnen.

Während des Krieges waren die Lebensmittel natürlich sehr knapp geworden. Nur von bekannten Bauern und stetigen Lieferanten konnte man für viel Geld und viele gute Worte Kartoffeln oder Gemüse, von Fleisch ganz abgesehen, bekommen. Schon während des Krieges wurden in den Gärten Hühner und Gänse gezogen, und ich sehe mich noch mit einem Korb am Arm die Müh hinauf nach Waldalgesheim gehen, drei kaum flügge Gänschen zu holen, die in den ersten Wochen mit Brennesseln, die doch erst gesucht werden mußten, gefüttert wurden. Trotzdem gingen sie bald ein. Statt der Kartoffeln hatten wir sehr oft nur Steckrüben, und die liebte Marx durchaus nicht.

Da ich sehr nervös und ruhebedürftig geworden war, schickte Marx mich für ein kurzes Wochenende zu Willy nach Heidelberg, der bei Frau Wunsch eine schöne Wohnung hatte. Zwei Dachkammern waren als Schlafzimmer eingerichtet, dazwischen lag das Wohnzimmer.

Dorthin kam zur selben Zeit Kurt Kornfeld mit seiner reizenden Frau Hannah auf der Hochzeitsreise. Sie brachten einen großen Schinken mit, denn sie wußten, daß es unterwegs wenig Fleisch gäbe, und wir verbrachten einen angenehmen, vergnügten Abend zusammen. Ich reiste am nächsten

Tag zurück, das Ehepaar blieb noch länger in Heidelberg, fuhr von dort nach Wiesbaden und an den Rhein, besuchte uns auch in Bingen.

Willy hatte mir nicht gesagt, daß er ein Mädchen gefunden hatte, eine Kölnerin, die in Heidelberg pflegte und die er heiraten wollte. Er kam kurz danach nach Bingen und brachte uns die Nachricht. Wir nahmen sie mit sehr gemischten Gefühlen auf; besonders Marx fiel es schwer sich zu freuen, denn Carola Meyer kommt von streng katholischen Eltern, und die Erziehung und deren Lebensanschauung und Lebenshaltung ist sehr verschieden von unserer jüdischen Tradition und Art. Es dauerte recht lange, bis Vater sich an den Gedanken gewöhnte, ich mußte ihm viel gute Worte geben und Reden halten, und erst als er Carola kennen lernte, hatte er sich mit dem Gedanken ausgesöhnt.

Bald kam dann die Sperre, so daß wir von einander getrennt waren. Köln lag im englisch besetzten Gebiet. Nur ein Bruder von Carola konnte mit ihr nach Heidelberg zur Hochzeit fahren, denn nur mit vielen Verhandlungen und Schwierigkeiten bekam man einen Paß ins unbesetzte Gebiet. Ernst kam von München, um bei der Trauung zu sein, die am 3. April 1919 stattfand. Vater und ich konnten nicht hinfahren. In der Mozartstraße hatte Willy eine kleine Wohnung gemietet, die sie sich sehr gemütlich einrichteten und in der sie lange Jahre lebten.

Wir Eltern waren natürlich begierig, unsere Schwiegertochter kennen zu lernen, und nachdem man sich ein bißchen an die veränderten Verhältnisse gewöhnt hatte, machten wir Pläne, nach Heidelberg zu fahren. Das war kein so einfaches Unternehmen, man mußte einen Paß haben und den bekam man nur fürs besetzte Gebiet von der französischen Behörde.

Max Wolf, im Beruf Synagogendiener, ein guter Freund von Marx, war Mittelsmann zwischen den Franzosen und der Bevölkerung, half stets seinen Freunden, wo er nur konnte. Er besorgte uns Pässe nach Weinheim, einen Ort gleichen Namens, der sowohl am Rhein im besetzten Gebiet als auch an der Bergstraße gelegen ist, nicht weit von Heidelberg. Es war keine angenehme Fahrt, man reiste nicht zum Vergnügen. Die Züge waren voll von Franzosen und Soldaten, die stets unsauber aussahen und auch auf den Boden spuckten. Der Zug fuhr nur bis Weiterstadt, die Grenze des besetzten Gebietes, dann ging es mit dem Omnibus durch die Sperre nach Darmstadt. Dazwischen war die Kontrolle. Manchmal sehr scharf, oft auch

wurde wenig untersucht, und wer Glück hatte, konnte alles mitnehmen. Denn am linken Rheinufer, da wir die Besatzung hatten, hatten wir auch viel reichlicher und besser zu essen. Im unbesetzten Deutschland waren die Lebensmittel noch sehr knapp.

Ich hatte zwischen unseren Kleidern und der Wäsche alles mögliche Eßbare für das junge Paar versteckt. Kaffee und Tee, Zucker und Speck, Butter und Tabak etc. Wir mußten die Koffer aufmachen, wurden sehr gründlich durchsucht, und bald sahen wir unsere so schwer erworbenen Kostbarkeiten im Chausseestaub liegen.

Natürlich gab es eine scharfe Untersuchung der Pässe, endlose Fragen über den Grund der Reise etc. etc. Da ich mehr Französisch verstand und sprach als Marx, führte ich die Unterhaltung, und Marx hielt sich im Hintergrund. So kam es auch, daß ich nach einigen Wochen, als wir schon längst wieder daheim waren, nach Kreuznach ans Gericht der französischen Besatzung geladen wurde.

Max Wolf, als er von unserem Mißgeschick an der Grenze hörte, instruierte mich genau, was ich bei den Verhandlungen in Kreuznach zu tun und zu sagen hatte und dank meines Alters und meiner weißen Haare, wie man mir sagte, hatte Marx nur 200 Mark Strafe zu bezahlen.

In Darmstadt empfing uns Emma Katz am Bahnhof, die von Bruchsal dort hin gezogen war, nachdem Ferdinand Katz sich vom Tabakgeschäft getrennt und Mina, die Tochter, dorten verheiratet war. Sie brachte mir 1/2 lb. Butter, so hatte ich dem jungen Paar doch etwas zu bringen. Bei dieser ersten Begegnung lernten wir unsere neue Schwiegertochter kennen und lieben, und wir verbrachten eine schöne Zeit mit beiden, wie später noch so oft und gern in Heidelberg in ihrem gepflegten Heim.

– Kapitel 8 –

1921–1935

Ich bin von Geburt ein gesunder, tatkräftiger Mensch, hatte selten zu klagen, habe nur schon immer eine sehr empfindliche Haut. Als wir im Jahre 1919 mit Clara, Isidor, Alice und Hans zu Ostern eine Woche in Baden-Baden waren, bekam ich dort ein sehr unangenehmes Jucken, zuerst an Händen und Armen, dann auch am Hals, was mich sehr quälte. Zurückgekommen, fuhr ich nach Wiesbaden zum Hautarzt und er frug mich sofort, haben Sie japanische Primeln angefaßt. Zu meinem Geburtstag, der kurz vorher war, hatte ich verschiedene dieser Pflanzen bekommen. So war rasch dieses Problem gelöst, aber heute noch muß ich mich vorsehen, mit diesen Pflanzen nicht in Berührung zu kommen.

Seit Alicens Geburt bis zu ihrer Verlobung hatte ich noch keinen Tag im Bett verbracht, doch als sie kurz verlobt war, mußte ich wieder den Hautarzt konsultieren. Diesmal war es schlimmer, ich bekam plötzlich eine Entzündung in und um den Mund. Alice und ich waren in Wiesbaden, hatten im Café Blum Kaffee getrunken und ich dachte, daß ich mich dorten angesteckt hatte. Arthur fuhr mich zu demselben Hausarzt, seine Diagnose war halbseitige Gürtelrose im Gesicht, was sehr unangenehm und sehr schmerzhaft war. Ich mußte reichlich Lotion auflegen, um die Beschwerden nur einigermaßen erträglich zu machen, konnte nicht zu Alices Verlobungssessen, das Frieda mit so viel Liebe so schön und gut hergerichtet hatte. Noch nach langen Jahren konnte man die Narben an der rechten Seite des Mundes sehen. Inzwischen hat die Zeit soviel Runzeln zu beiden Seiten gegraben, daß man den Unterschied nicht mehr sieht.

Endlich im Jahr 1923 konnten wir wieder nach Marienbad. Wir fühlten uns beide nicht sehr wohl, fuhren schon Mitte Juni hin, da dies stets die angenehmste Zeit war dorten. Es ist dann noch nicht so überfüllt, sowohl in den Höhengcafes als auch bei den Mahlzeiten in den Restaurants. Man kann sich seine Badezeit aussuchen. Wir trafen wenig Bekannte, genossen den Aufenthalt in der gesunden reinen Luft sehr. Ich nahm auch regelmäßig Moorbäder, die kohlensauren Bäder erfrischten Vater stets. An einem

badefreien Tag machten wir einen Ausflug nach Karlsbad, das wir noch nicht kannten. Es gefiel uns sehr gut, die wundervollen Geschäfte, Filialen der teuersten und besten Firmen von Paris, Wien, London, Berlin, die herrlichen Hotelpaläste mit dem eleganten Publikum und dem fashionablen Badeleben, der großartig angelegte Brunnen, der Sprudel imponierte uns sehr, das war was anderes als unser bescheidener Marienbader Wasserspender. Aber zum Erholungsaufenthalt würden wir es nicht wählen, zu überfüllt, zu laut, zu viel Menschen, unser einfaches Marienbad gefiel uns viel besser.

Gegen Ende des Jahres wurde ich sehr blutarm, und Willy veranlaßte mich, einen Frauenarzt in Heidelberg, Dr. Neu, zu konsultieren. In dessen Sanatorium bekam ich einige Radiumbestrahlungen, die sofort wirkten. Willy besuchte mich täglich, und nachdem ich außer Bett zeitweise war, bat er mich doch noch einige Tage in der Mozartstraße mit ihnen zu verbringen. Ich blieb nur kurze Zeit. Es war inzwischen kalt geworden, die Parterrewohnung heizte sich schlecht, ich fühlte mich nicht wohl, fuhr zurück nach Bingen. Carola brachte mich bis Ludwigshafen, nach Mannheim über die Brücke, ins besetzte Gebiet durfte sie nicht. Dort auf dem Bahnhof mußte ich lange auf den Anschluß warten, so daß es fast Abend war, als ich daheim ankam. Am folgenden Tag versuchte ich noch Konfekt zu backen, es war kurz vor Weihnachten, es ging nicht, ich hatte Blasenkatarrh, mußte zu Bett. Ich bekam hohes Fieber, Nierenbeckenentzündung folgte, so daß Mutter Kehr zur Pflege kommen mußte und es dauerte einige Wochen, bis ich wieder gesund war. Da Frau Kehr der Feiertage wegen nicht sofort kommen konnte, und es in Bingen keine privaten Pflegerinnen gab, wurde eine katholische Schwester aus dem Annaberg für die Nacht bestellt. Sie wollte mich mit Gewalt zwingen Milch zu trinken, die ich doch noch jetzt in gesunden Tagen nicht liebe. Um 5 Uhr früh mußte Arthur aus seinem warmen Bett, die Schwester in ihr Heim zurückzubegleiten. Sobald ich mich wohler fühlte, besuchten mich die Zwillinge. Mutter Kehr legte sie mir ins Bett, das gefiel ihnen gar nicht, da war ich ihnen fremd. Als ich nach einigen Tagen aber im Sessel saß, mit einem Velvetschlafrock¹ angezogen, da freuten sie sich sehr. Ellen streichelte immer wieder über den zarten Samt und sagte: „Oma ist wieder gesund, Oma hat ein Kleid an“. Es dauerte noch bis Mitte Februar, bis ich wieder wohl genug war, die Kinder zu besuchen.

¹ Velvetschlafrock: Schlafrock aus Baumwollsamt

Der Sommer 1924 sah uns wieder in Marienbad. Marx' Magenschmerzen wurden häufiger, das Bedürfnis nach einer Ausspülung und Diät immer mehr. Wir hatten wieder unser schönes Zimmer, in unserem gewohnten Hotel, da wir schon Mitte Juni dort waren. Meist gingen wir an badefreien Tagen schon zum Frühstück auf die Höhe ins Café Rübezahl, und nach einiger Zeit in ein Höhenrestaurant zum Mittagessen und blieben dort bis gegen Abend. Wir hatten keine nahen Bekannten, so daß wir nicht gebunden waren, lebten ganz unserer Gesundheit, kamen auch recht erholt nach Bingen zurück.

Im November, veranlaßt durch seine schlimmen Beschwerden, fuhr Marx wieder, wie er hoffte, zu kurzem Aufenthalt zu Heile nach Wiesbaden. Ich besuchte ihn am folgenden Nachmittag, fand keine Veränderung, aber am nächsten Morgen rief der Arzt mich in Bingen an, sagte mir, ich solle im Laufe des Tages in sein Sprechzimmer kommen. Er erklärte mir, daß das Röntgenbild gezeigt habe, daß durch die vielen Geschwüre, die Marx all die Jahre gehabt hatte, der Magenausgang geschlossen und eine Operation nötig sei. Ich rief Willy in Heidelberg an, er sagte sofort: „Ausgeschlossen, das kann nur hier in Heidelberg gemacht werden. Da ist der tüchtigste Chirurg, ich komme heute mittag“.

Er war sehr bald zur Stelle und nachdem er mit Dr. Heile gesprochen hatte, kam er ganz beruhigt und zufrieden in unser Zimmer. Er sagte seinem Vater, daß er sich überzeugt habe, daß er hier in den besten Händen sei. Dr. Heile hatte ihm die Aufnahmen gezeigt, hatte mit soviel Interesse und Liebe von Marx gesprochen, daß Willy ihm nur raten konnte, sich in Wiesbaden operieren zu lassen. In Heidelberg bei den vielen Patienten Czernys sei er nur eine Nummer, hier habe er die liebevollste, beste Behandlung und Pflege. An dem festgesetzten Tage brachte Willy einen befreundeten Arzt der Czernyschen Schule mit. Beide waren bei der Operation zugegen, und als ich gegen Mittag nach Wiesbaden kam, konnte Willy mir versichern, daß alles in bester Ordnung sei. Da dies tägliche Fahren von Bingen nach Wiesbaden für mich sehr anstrengend und unangenehm war, auch wollte ich möglichst lange bei Marx sein und ihm die Pflegerin ersetzen, baten Anna und Willy Marx mich bei ihnen zu wohnen. Ich kam gern, konnte so von früh bis zum Abend bei Marx sein, ihn betreuen. Da er ein kerngesunder Mensch war, heilte die Wunde rasch, die kräftige, gesunde Nahrung, gute Pflege und Ruhe taten das übrige. Bald konnte er kurze Zeit, dann länger außer Bett sein, zusehends gesundete er. Willy überzeugte

sich wieder von seinem guten Befinden. An Besuchen aus Bingen und Wiesbaden fehlte es nicht, und nach 10 Tagen meinte Dr. Heile, das Sanatorium sei nun kein Aufenthalt mehr für ihn, und er empfahl uns, noch einige Wochen das Sanatorium in Königstein aufzusuchen. Dorten blieben wir 4 Wochen über Weihnachten und Neujahr, hatten eine gute Pflege, eine schöne Zeit. Über die Feiertage kamen Ernst und Helene aus Berlin zu uns, Frl. Änne brachte die Zwillinge, die sich sehr mit dem wiedergesundeten Großvater freuten. Die Operation war so gut gelungen, daß Marx nie mehr über Magenbeschwerden klagte. Von Wiesbaden, als Marx so viel besser war, fuhr ich nach Mainz, mir eine Pelzjacke kaufen, ein Wunsch, den ich schon seit Jahren hatte, und mir immer versagt blieb. Bescheiden, wie ich immer war, kaufte ich nicht das Eleganteste und Teuerste, heute muß ich sagen, es war eine große Dummheit. Eine schöne solide Fohlenjacke erstand ich, die ich 28 Jahre trug, und da sie mir zu eng und knapp geworden war im vergangenen Winter, gab ich sie Ilse. Aber sie ist immer noch sehr gut im Material.

Marx fand, als er heimkam, viele unliebsame Überraschungen im Geschäft vor. Adolf hatte, trotzdem Vater ihm öfters gesagt hatte, nur nichts zu kaufen, da eine gute große Ernte bevorstehe, sich viele alte, unverkäufliche Weine aufschwätzen lassen, auch mehrere Veränderungen getroffen, die viel Geld kosteten und Marx nicht gut hieß, so daß es an Ärger für ihn nicht fehlte. Willy riet ihm sehr, da er doch bald 70 Jahre sei, den Handel aufzugeben, doch davon wollte Marx noch nichts wissen. Er versuchte Adolfs Fehler zu verbessern, auszugleichen, was er konnte, die Kunden zurückzubringen. Der Riß blieb. Wenn sie schon immer zwei ganz verschiedene Naturen waren, jetzt gab es oft Ärger und Unzufriedenheit zwischen den Brüdern, was der Gesundheit leider nicht förderlich war. Auch für das Geschäft war es kein Vorteil, wenn auch Marx sich noch so bemühte, es zu halten. So ging es ungefähr zwei Jahre, dann mußte Schluß gemacht werden. Marx schlug vor, die Liegenschaften einzeln oder zusammen zu verkaufen, die Weine langsam an den Mann zu bringen. Adolf wollte davon nichts hören, er erklärte, er übernehme alles, wie es ist, wolle nichts veräußern. Daß dies über seine Kräfte ging, wußte jeder, aber was Adolf im Kopf hatte, meinte er ausführen zu können. Die Kunden verliefen sich, blieben aus, nur mit Verlust konnte er die Weine verkaufen. Es war ein Jammer zu sehen, wie dies mit so viel Kraft und Liebe jahrzehntelang gute Geschäft verlief. Um die Schulden zu bezahlen, mußte alles veräußert werden. Alles wurde zu

Geld gemacht, so daß für Adolfs Lebensunterhalt kaum was übrig blieb. Er mußte sogar die Wohnung aufgeben, zog zu Addi, und wir halfen ihm bis zu seinem Lebensende.

Marx hatte einzelne Kellerutensilien, auch die Fässer in unserem Hauskeller behalten und da wir das große Kelterhaus hatten, es fiel ihm doch sehr schwer, so untätig zu sein, so konnte er, wenn die Gelegenheit sich bot, einzelne preiswerte Weine kaufen und verkaufen, er blieb immer auf dem Laufenden über den Weinmarkt und mit den Kommissionären, und besonders Herr Hironimi, der Inhaber der Firma Falk Bramigk, der sein Wissen sehr schätzte, holte sich oft Rat bei ihm. Marx kannte gut den Geschmack der Weinfirmer, sagte Herr Hironimi, wo er die passenden Weine finde, und wenn er die Proben brachte, stellte Marx sie zusammen, daß sie gefielen. Kempinski, das größte Weinhaus Berlins, einer der Hauptkunden Falk Bramigks, hatte eines Tages einen sehr großen Auftrag zu vergeben. Da Marx stets Geld flüssig hatte, schlug er Herrn Hironimi vor, dies Geschäft zusammen zu machen. Es wurde zur größten Zufriedenheit ausgeführt, es gelang, und beide hatten großen Verdienst dabei. Da Marx sein Geschäft aufgegeben, normalerweise Privatmann war, mußte dies Einkommen geheim gehalten werden, konnte nicht versteuert werden.

Die Bankgeschäfte machte Vater stets mit Isidor. Nachdem er sich von Emil Seligmann getrennt hatte, wurde seine Firma bald von der Deutschen Bank übernommen und Isidor als Direktor eingesetzt. Dorthin konnte Marx natürlich dies extra verdiente Geld nicht bringen. An leitender Stelle in der Commerz- und Privatbank in Frankfurt am Main war Max Levy aus Aschaffenburg, Sohn von Fränzchen und Julius Levy, und Marx schätzte ihn sehr. Dorthin brachte Vater sein Geld. Als im Sommer danach Nathan Kann wieder nach Bingen kam, erzählte Marx ihm stolz von seinen Erfolgen. Nathan lobte ihn sehr, doch er überzeugte ihn, daß dies viel zu gefährlich sei. Es kostete lange Reden und viel gute Worte, Marx trennte sich schwer von dem Geld. Nathan versprach ihm, alles bei Bache & Co. in New York, wo er Teilhaber sei, gut anzulegen. Er zeigte ihm ein Kursblatt der Frankfurter Zeitung, wo er täglich die Auf- und Abwärtsbewegungen der Papiere verfolgen könne, es kostete viel Überredung, auch meinerseits, bis er sich entschloß. Anfangs ging alles gut, und Marx kaufte noch öfters bei Bache, es machte ihm Freude. Dann kam der schwarze Freitag, 29. November 1929, da gab es große Trauer um die verlorenen Pfandbriefe, ich bekam manches zu hören. Weitblickend wie Nathan war,

rettete er noch sehr viel, und heute bin ich ihm noch dankbar. In den 14 Jahren, die ich nun schon hier bin in New Rochelle, konnte ich bis vor kurzem noch meine Arztrechnungen selbst bezahlen, und bin ich nicht so sehr von meinen Kindern abhängig.

Marx war ganz gesund und zu Ostern kamen Ernst und Helene, auch die Heidelberger, und wir verbrachten zusammen schöne Feiertage.

Unsere Erholung suchten wir wieder in Marienbad. Nachdem wir kurz angekommen waren, trafen wir liebe, angenehme Menschen, Otto Mayer, Bruder von Ida Kahn in Wiesbaden, und Frau Else, in Karlsruhe wohnend. Wir hatten die Mahlzeiten zusammen, machten gemeinsame Ausflüge, bei denen viel geknipst wurde, verbrachten erholsame, schöne Tage. Rasch verging die Zeit und wir planten zeitig uns in Verbindung zu setzen, daß wir den folgenden Sommer uns wieder treffen. Es kam auch so, aber bekanntlich sind Wiederholungen nie das Gleiche im Leben. So blieb mir von dieser Ferienzeit wenig in Erinnerung. Wo mögen sie wohl gelandet sein? Ich habe seit Hitler nie mehr etwas von ihnen gehört.

Um nach Marienbad zu fahren, benutzten wir meist den 2-UhrZug direkt nach Nürnberg. Dort übernachteten wir, verbrachten den Vormittag bis 1 Uhr in dieser interessanten Stadt, waren um 6 Uhr in Marienbad. Als wir Fränzchen Levy gelegentlich trafen, lud sie uns ein, diesen Aufenthalt doch in Aschaffenburg zu nehmen, ihre Gäste zu sein, was wir gern taten. Wir waren froh, den Kontakt mit der Seligmann-Seite der Familie, der durch den Unfrieden über das Testament ein lockerer geworden war, wieder zu festigen. Fränzchen hatte ein gepflegtes, schönes Heim, wir lernten Schwiegersohn und Enkel kennen, waren gern bei ihr. Diesen Besuch wiederholten wir auch im folgenden Jahr.

So begrüßten wir auch sehr ihre Anregung, in Bingen, im Starkenburger Hof, einen Familientag zu halten, damit die jüngere Generation der Familie einander kennenlerne. Otto Lorch half ihr das Fest arrangieren. Am 12. September 1926 trafen sich die Familien Levy und Friedmann, Hanau und Reis, Lorch, Seligmann und Katz und Mayer mit ledigen und verheirateten Kindern zum vergnügten Zusammensein. Es war ein schönes Fest und lange in aller Erinnerung, und gute Aufnahmen wurden gemacht, die davon zeugen. Weder Willy und Carola noch Ernst und Helene waren gekommen, so daß sie die Familien auch nie kennenlernten.

Fränzchen, die stets gern in Bingen war, blieb noch eine Woche bei uns in der Gaustraße. Es waren schöne Herbsttage, so konnten wir die alten Plätze besuchen, saßen auf dem Balkon in der Sonne oder unter dem Birnbaum in frohem Geplauder, denn auch Marx liebte Fränzchens intelligente Reden.

Ein zweiter Familientag am 29. Juni 1930 wurde auch in Bingen veranstaltet, doch da waren nicht so viele Verwandte gekommen, es war kein großer Erfolg.

Noch ein schönes Fest, Marx' 70. Geburtstag, feierten wir im Starkenburger Hof. Er hatte große Freude dabei. Er ließ sich doch so gern feiern, verstand es so gut „festgebender Verein“ zu sein. Trotzdem nur die nächsten Angehörigen geladen waren, waren es 50 Beteiligte, alle munter und froh und genossen die vergnügten Stunden. Viele Tischreden wurden gehalten. Vaters Leben in Wort und Bild vorgeführt, alte und neue Episoden in Liedern und Vorträgen wieder aufgefrischt und belacht. Marx war ein dankbarer Zuhörer, ein herzlicher Wirt.

70 Telegramme, unendlich viel Geschenke, Nützliches und Praktisches, vor allem das gut gemalte Bild der Enkelinnen. Er hatte doch so viel Freunde. Jeder wollte ihn ehren, man wußte, es machte ihm Freude. Daß Richard Strauß¹ und Familie die ganze Tischgesellschaft eine Stunde warten ließ und Rabbiner Dr. Maybaum, der Nachfolger von Dr. Appel, für den wir koscheres Essen bestellt hatten, das Menü des Starkenburger Hofes besser fand, darüber wurde an den folgenden Tagen kritisiert. Kurt Kornfeld, der nicht bei den Gratulanten fehlen wollte, war am Tage vorher aus Berlin gekommen, seine guten Wünsche zu bringen. Marx klagte mir zum ersten Mal über Herzschmerzen, als wir über den Schloßberg gingen, um seinem Altersgenossen Jacob Haas zum 70. Geburtstag zu gratulieren. Er war ärgerlich, daß ich ihn dazu veranlaßt hatte, er wäre lieber den weiteren Weg durch die Stadt gegangen.

Mit der Zeit strengte ihn das Bergsteigen immer mehr an, wir suchten deshalb nicht mehr andere Erholung in Marienbad, denn die schönsten und besten Cafés sind in der Höhe, man muß dorten immer bergauf. Die nächsten Jahre fuhren wir nach Kissingen. Die kohlensuren Bäder dorten frischten Vater immer sehr auf, die gute Bergluft natürlich fehlte.

¹ es handelt sich um den Binger Anwalt, der mit einer Schwester von Frau Pines Vater verheiratet war (Helene Kann)

Zu Ostern waren Alice und Arthur in Lugano gewesen und erzählten uns soviel von den Schönheiten des Landes und was sie alles Neues und Interessantes gesehen und erlebt, daß wir uns entschlossen, da wir noch wenig fremde Länder gesehen, ihren Spuren zu folgen. Und wir bereuten es nicht, wir verbrachten zwei schöne Wochen. Täglich holten wir uns auf dem Reisebüro Vorschläge für Fahrten durch die Berge, sahen immer neue Teile der herrlichen Landschaft. Den Abend verbrachten wir im Kasino oder in einem schönen Hotel, gingen durch die engen Gassen, durch die farbigen Bazare, es strengte Marx gar nicht an, und wir kamen recht aufgefrischt zurück.

Doch die schlechte Blutzirkulation machte sich immer mehr bemerkbar, und Marx mußte immer öfters zum Aderlaß. Ich hätte lieber gesehen, daß der Arzt zu uns gekommen wäre, aber Marx ging gern zu Dr. Tinnefeldt. Der letzte Stadtklatsch wurde da erzählt, nicht immer für die Ohren der Damen bestimmt, sie verstanden sich gut miteinander. Einmal kam er nach Hause, und als er aus der Elektrischen stieg, lief das Blut aus dem Rockärmel. Er hatte den Schirm in den Arm gehängt, da war dadurch der Verband gerutscht, da mußte der Arzt doch kommen, ihn neu zu verbinden.

Bis zu seinem Ende gehörte Marx dem Vorstand der jüdischen Gemeinde an, ging stets sehr gern in die Synagoge, und wenn er an der Reihe war, dem Gottesdienst vorzustehen, ließ Arthur ihn öfters in den letzten Jahren mit seinem Chauffeur hinfahren.

Aber nur sehr ungern versäumte er den Gang ins Café an den Sams- und Sonntagnachmittagen. Sobald gegessen war, machte er sich bereit. An unserem Haus konnte er in die Elektrische steigen, bis ins Deutsche Haus fahren, wo seine Freunde auf ihn warteten, da hatte er drei vergnügte Stunden. Oft gingen Stefan und ich hin, holten ihn ab, fuhren mit ihm nach Hause. Gegen 5 Uhr gab es dann High Tea, ich sorgte stets für ein bißchen was extra, das war zugleich unser Abendessen. Gegen 6 Uhr kamen die Skatbrüder und sie hatten ihr Vergnügen. Isidor fehlte nie, Karl kam stets, wenn er es möglich machen konnte, oft kam Julius Kann, auch gern kam Oskar Feist. Alle wußten, daß es ihm Freude machte, und sie spielten doch auch gern mit ihm, er war ein angenehmer Spieler, er verstand zu verlieren, freute sich am Gewinnen.

Plötzlich im Frühjahr 1932 bekam er Lungenentzündung. Ob er sich er-

kältet oder angestrengt hatte, ich weiß es nicht mehr, nur daß er recht krank war und wir bei dem schlechten Herz, das er hatte, sehr für sein Leben fürchteten. Tinnefeldt kam zweimal täglich, Willy sehr oft von Heidelberg, nach ihm zu sehen. Er erholte sich auch wieder, allerdings recht langsam. Er ging wenig auf die Straße, nur gegenüber zu Kanns, so sah er nicht, wie nach und nach die christlichen Bekannten sich umdrehten, nicht mehr grüßten, den Juden zeigten, daß sie minderwertig seien. Aber wenn die Horden durch die Stadt zogen, ihre Hitlerlieder sangen: „Wenn Judenblut am Messer spritzt“ etc., jeden Abend, dann beeilten wir uns die Läden zu schließen, denn oft wurde ein Stein auch im oberen Stock durchs Fenster geworfen.

Ein tüchtiges, ordentliches Dienstmädchen kündigte, bei Juden konnte man nicht bleiben, es waren sehr aufregende, schlimme Zeiten.

Und als der Winter immer fortschritt, wurde das Herz immer schlechter. Nach Neujahr an einem Freitag, 19. Januar 1934, er hatte mir vor dem Abendessen gesagt, daß er seine Bilanz vom vergangenen Jahre gemacht habe, bekam er in der Nacht einen Schlaganfall. Dr. Tinnefeldt war rasch zur Stelle, Willy besorgte mir durch Heidelberg eine gute Pflegerin, die mir half ihn zu betreuen. Er konnte nicht mehr allein essen noch sprechen, doch wußte er alles, was um ihn vorging. Wenn Dr. Tinnefeldt nicht zweimal am Tage nach ihm sah, wurde er stets unruhig. Willy kam von London, doch auch er konnte nicht helfen. Am 30. Januar, 12 Uhr mittags, war das Lämpchen ausgebrannt, ich drückte ihm die Augen zu.

Ein bescheidener, herzlicher, charaktvoller Mensch, geehrt und geliebt von allen, die ihn kannten, war dahin gegangen.

Aber sein Freund Hironimi, der ihm so viel verdankte, der, wenn er guten Rat brauchte, stets den Weg zu ihm fand, kam nicht, ihm die letzte Ehre zu erweisen, er fürchtete seine Parteigenossen.

Willy hatte sich in Heidelberg eine schöne Stellung geschaffen. Er verstand sich gut mit seinen Kollegen, die sein Wissen schätzten, ihn sehr achteten. Er hatte viel Schüler, die ihn liebten, und schon 1929 wurde er zum Professor ernannt. Mit Dr. Beringer gründete er, dem Nervenarzt, eine sehr interessante wissenschaftliche Zeitschrift, mit gutem Erfolg und großer Auflage, die jetzt noch existiert.



Mathilde Mayer auf dem Jüdischen Friedhof in Bingen, am Grab ihres Mannes

Auch Carola liebte Heidelberg, sie hatte einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, sie führten ein angenehmes, schönes Leben. Es war ein gastfreies Haus. Wir waren gern dorten, und fast an jedem Feiertag oder wenn Marx ruhebedürftig war, fuhren wir hin. Da die Wohnung Mozartstraße sehr klein war, wohnten wir stets im Hotel Viktoria, auch da fühlten wir uns wohl. Dort feierten wir unseren 40. Hochzeitstag. In Bingen mit all den vielen Verwandten und Freunden wäre die Tafel zu groß geworden, so luden wir keinen ein, um niemanden zu verletzen. Aber Agnes und Karl überraschten uns, wir freuten uns sehr mit ihnen und wir verbrachten mit Kindern und Enkeln einen schönen Tag. Auch bei Vaters 75. Geburtstag waren wir mit Kindern und Enkeln dorten vergnügt zusammen.

Die Wohnung in der Mozartstraße war doch recht klein und primitiv, und Carola wünschte sich ein schönes Heim, ein Eigenhaus. Am Ende der Bergstraße, etwas über die Stadt blickend, war ein schöner Platz, und da Willy vom Vater das Geld erhalten hatte, wurde dieses Grundstück gekauft. Mit dem Architekten aus Karlsruhe und dem Baumeister verhandelte Carola, tatkräftig wie sie immer ist, entstand bald das neue Heim. Jeden Tag sah

sie nach dem Rechten. Es sollte nicht nur schön, sondern auch bequem und praktisch zu bearbeiten sein, ohne gar zu viel Arbeit. Alle Bedingungen wurden erfüllt, es entstand ein geräumig schönes Haus mit den neuesten Bequemlichkeiten ausgestattet.

Ein hübscher Garten ist dabei, nicht allzu groß, doch genug um sowohl Blumen als auch Obst, auch ein wenig Gemüse selbst zu pflanzen, was Willy stets Freude macht.

Aber ohne Kind ist das schönste Haus leer, und da Carola sehr kinderlieb war, aber selbst keine Kinder haben konnte, entschlossen sie sich, eines zu adoptieren. Ein gesunder, kräftiger neun Monate alter Junge belebte bald die Räume, hielt Carola in Bewegung und sie ließ es sich gern gefallen. Auch hier zeigt sich ihre Tüchtigkeit. Henning, Henry genannt, 22-jährig, ist ein feiner, wohlzogener Mensch mit gutem Charakter, das Herz auf dem rechten Fleck, den jeder gern hat, der sich seinen Weg im Leben macht. Er liebt sehr die Tiere. Schon als ganz kleiner Junge, als er kaum den Bleistift halten konnte, malte er Elefanten, die er im Zoo nicht oft genug besuchen konnte. So ist es nicht zu verwundern, daß er Tierarzt werden will. Er ging in England zur Schule, absolvierte 18-jährig seine Militärzeit. Um die Zeit bis zu seinem Studium im Herbst in Glasgow auszufüllen, schickte Willy ihn zwei Monate nach Amerika zu uns nach New Rochelle, und ich glaube, er hatte eine nutzbringende, schöne Zeit. Leider war für Willy und Carola das Haus nur eine kurze Freude.

Am 1. April 1933 wurde allen jüdischen Wissenschaftlern die Arbeitserlaubnis entzogen. Willy mußte sich im Ausland nach neuer Tätigkeit umsehen. Die Rockefeller Foundation half ihm in London im Maudsley Hospital seine Arbeit fortzusetzen. Es war eine harte Umstellung, denn nicht nur die Sprache, die ganze praktische Arbeit mußte neu studiert werden, in jedem Land wird die Medizin anders gelehrt. Im Herbst begann seine Arbeit im Maudsley Hospital in London.

Ostern 1933 verbrachten wir wieder in Heidelberg, und als Carola uns am Bahnhof abholte, sagte sie uns, daß sie uns in einem schönen Privathaus untergebracht habe, da wir im Hotel nicht mehr erwünscht seien. Als nach den Feiertagen Willy nicht zur Universität ging, erzählte er seinem Vater, um ihn nicht zu erschrecken, daß er sich des Besuchs wegen frei gemacht habe. Bald danach kam er mal wieder nach Bingen und sagte seinem Va-

ter, daß er zur Vervollständigung seines Wissens als Austauschprofessor nach London geschickt sei. So erfuhr Marx nie von seiner Absetzung. Für Carola kam auch eine schlimme Zeit. Was hatte sie mit Hitler und den Juden zu tun! Warum sollte sie aus Deutschland, das sie liebte? Aus ihrer Ordnung, aus dem schönen Haus, ins fremde Land, unter fremde Menschen.

Es fiel ihr unendlich schwer, aber sie mußte sich ins Unabänderliche fügen. Willy kam Weihnachten zu Besuch nach Heidelberg, kam auch nach Bingen, fand Vater schwächer, nicht gut aussehend. In der Rosendale Road hatte er ein möbliertes Haus gemietet, Carola fuhr hin, sah es sich an, damit sie wußte, was sie mitnehmen, welche Möbel sie im Lagerhaus unterzubringen hatte.

Im März fuhr ich nach Heidelberg für zwei Wochen, nahm Stefan mit, damit er Henning beschäftige, wollte Carola beim Packen helfen, ihr Gesellschaft leisten. Es war auch für mich so kurz nach Marx' Ableben eine harte Zeit, ich hoffte, Carola durch meine Gegenwart ein bißchen aufzumuntern, doch war dies nicht der Fall.

In London fiel es Carola sehr schwer, sich in diesem unschönen, unfreundlichen Haus einzuleben. Willy bat mich 1935 sie dort zu besuchen, und ich war fünf Wochen bei ihnen, holte Henning täglich am Kindergarten ab, versuchte Englisch zu lernen. Doch bald fand sich ein besseres, leerer Haus, in schönerer Gegend, das möblierten sie mit eigenen Sachen, da wurde das Leben schon ein bißchen leichter und erfreulicher für beide.

Willy hatte Glück. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde er „British subject“ und bekam einen Ruf nach Dumfries, Schottland, an eines der größten englischen Hospitäler. Dort in einem richtigen Farmhaus, viel zu groß für die kleine Familie, trotzdem angenehm, da sie sehr oft Gäste haben, richtete Carola sich sehr schön und gut ein. Nur das kalte, unfreundliche Klima Schottlands macht ihr das Leben schwer. Es geht ihnen gut, sie haben viele gute Freunde, und viele alte Bekannte suchen sie oft auf. Carola, die viel mehr das Landleben als die Großstadt liebt, hat viel Freude an dem großen Garten, den Willy zum größten Teil selbst bebaut und viel Obst und Gemüse erntet, das Carola dann frisch auf den Tisch bringt, an dem schönen Rosen- und Nelkenbeet, das sie selbst pflegt und stolz auf die prächtigen Exemplare ist.

Als ich im Sommer 1948 dort war, hatte ich drei Monate Gelegenheit, mich umzusehen und an ihrem Wohlergehen zu erfreuen.

Auch in England findet sein Können und Wissen Anerkennung. Er wurde zum Fellow of the Royal College of Physicians gewählt, eine Ehre, die bis jetzt noch keinem Ausländer zuteil wurde und auf die er sehr stolz sein kann.

Die World Health Organisation in Genf hat im Mai 1951 bei ihm angefragt, ob er im Winter für drei Monate nach Indien gehen könne, um als beratender Psychiater der dortigen Regierung beim Aufbau einer Klinik und Lehranstalt für junge Psychiater zu helfen. Ein alter Freund und Kollege, der mit ihm in Maudsley arbeitete, Dr. Govinda Sewany, wird in Bangalore mit ihm arbeiten.

Anfang 1950 hatte Willy eine sehr schwere Lungenentzündung mit schlimmer Herzattacke, die ihn drei Monate der Arbeit fernhielt. Er schrieb mir, daß er sie vollständig überwunden, trotzdem frug er seine Ärzte. Diese rieten ihm sehr zur Reise, da er dadurch auch einen Teil des schottischen Winters vermeidet. Carola begleitet ihn. Am 19. September haben sie sich eingeschifft.

Die möblierte Wohnung in der Meyer-Otto-Straße wurde Ernst bald gekündigt, da noch große Wohnungsnot in Berlin war und man keine passende finden konnte, entschlossen sie sich, ein Dachgeschoß auszubauen. Es dauerte einige Zeit, bis es in der Rheingaustraße hergerichtet war. Helene verstand es gut mit Altem und Neuem hübsch wohnlich zu machen, ein schönes Heim zu schaffen. Dann baten sie uns, sie bald zu besuchen und wir folgten gern.

Die Weihnachtsgans wurde eingepackt und schmeckte dorten besonders gut. Das Jahresende verbrachten wir in Berlin, und ich erinnere mich noch gut, daß wir an Sylvester auf dem kleinen Balkon standen und das Feuerwerk über der Stadt sahen.

Ernst hatte schon lange ein gutes Grammophon, und Helene hatte sich als Weihnachtsgabe eine Beethoven-sonate gewünscht, damals ein teures Geschenk. Beim Auspacken legte ich sie auf einen Sessel und prompt setzte sich Marx darauf. Alles war in Stücke. Wir ließen Vater nichts merken.

Wir blieben zwei Wochen in Berlin, gingen oft ins Theater, sahen damals die Dreigroschenoper als Neuaufführung und manches schöne andere. Wir verbrachten mit den Kindern schöne Tage.

Oft besuchten wir Ernst im Verlag, interessierten uns sehr für seine Arbeit, die uns ganz neu war. Wir bedauerten nur, daß der Erfolg so klein war, für alle Mühe und Fleiß, den er dafür aufwendete. Rowohlt war kein seriöser Mitarbeiter, nicht tüchtig und ernst genug. Die Bücher, die verlegt wurden, fanden wenig Abnehmer. Deshalb gründete Ernst noch einen eigenen, den Mauritius Verlag. Er brachte anfangs Kinder- und Kunstbücher heraus, doch der Erfolg war auch darin sehr bescheiden.

Kurt Szafranski, der schon jahrelang bei Ullstein arbeitete und das Buchgewerbe verstand, gab ihm den Rat, einen Photoverlag anzugliedern. Es war große Nachfrage nach Bildern fremder Länder, so suchte Ernst sich eine Vertretung fürs Ausland zu verschaffen. Er nahm vier Wochen Urlaub und fuhr mit einer guten Bekannten Wieslein 1929 nach den Vereinigten Staaten.

Als er zurückkam, sah er wieder ein, daß Rowohlt nicht der richtige Mitarbeiter sei, und trennte sich von ihm. Am Wagnerplatz wurde eine größere Wohnung gemietet, und Helene, der dies große Freude machte, arbeitete recht lange Zeit mit Ernst. Nun war er im richtigen Geleise, hatte schöne Erfolge aufzuweisen und hoffte auf eine gute Zukunft. Da machte Hitler auch diesem Lebensziel ein Ende.

Die jüdischen Autoren wurden verfolgt, mußten fliehen, ihre Bücher wurden auf einem Scheiterhaufen zusammengetragen und öffentlich verbrannt. Für jüdische Verleger war kein Platz in Deutschland.

Der Ullstein Verlag, der jahrelang mit so viel Erfolg florierte, in Wort und Bild fast in jedes kultivierte Haus Freude gebracht hatte, wurde beschlagnahmt, und judenreine Hitlermassen machten sich darin breit.

Ernst hatte gute Beziehungen im Ausland. 1935 ging er auf Einladung eines Freundes fünf Wochen lang nach London und arbeitete in dessen Firma. Er war schon entschlossen, ein Angebot dorten anzunehmen, als er von Kurt Szafranski ein Angebot bekam mit dem Vorschlag, nach New York zu kommen und sich dort umzusehen. Im Juli 1935 fuhr er nach New

York, kam nach einigen Wochen zurück mit dem festen Entschluß, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern.

Als er in Berlin ankam, war das Geschäft tot, man drohte ihm mit Beschlagnahme. Glücklicherweise konnte er es in letzter Minute an einen Arier verkaufen. Nachdem alles abgewickelt war, verließ er Deutschland in den ersten Novembertagen. Der kleine Rest des Geldes, das noch übrig war, nachdem er Reichsflucht- und Judenabgaben gezahlt hatte, nahm er in Strümpfen versteckt nach New York und fing damit allein den Black Star² an.

Für Kurt Kornfeld wurde in Berlin die Situation auch unhaltbar. Die Söhne waren schon lange in England in der Schule, und er konnte auch nicht bleiben. Er hatte sich schon in den Vereinigten Staaten umgesehen und im Mai 1936 beschloß er auch nach New York überzusiedeln, dort zusammen mit Ernst einen Verlag zu betreiben.

Kurt Szafranski, Angestellter bei Hearst, hatte schon mit seiner Familie in New Rochelle ein Haus gemietet, und Ernst, nachdem er die ersten Monate im Hotel gewohnt hatte, mietete mit Kurt eine Wohnung in der Parcot Avenue. Sie liehen Betten von Bekannten, kauften wenig Möbel, etwas Geschirr und das Nötigste bei Macy und führten mit einem colored girl einen bescheidenen Haushalt.

Als die Nachricht von Dorlis Ableben kam, war Ernst sehr bedrückt und veranlaßte Helene so rasch als irgend möglich mit Regina abzureisen. Er fuhr nach Europa, besuchte geschäftlich Paris und Holland, traf Mutter und Kind in Brüssel, brachte sie nach London, wo beide noch zwei Wochen im Toksowa mit mir wohnten, dann ging es in die neue Heimat.

Helene hätte auch gern ein Kind gehabt, aber erst nach drei Fehlgeburten unterzog sie sich einer Operation. Trotzdem mußte sie während der Schwangerschaft sehr viel liegen. Sie machte ihre Näh- und Flickarbeiten im Bett. Die schönen Verse, die sie zu Vaters 70. Geburtstag verfaßt und ihm gern gebracht hätte, wurden von Alice und Ernst vorgetragen. Aber ihre Geduld wurde belohnt. Ein kräftiges, gesundes Mädel, Regina, kam zur Welt, zu unser aller Freude.

² Black Star: Berühmt gewordene Fotoagentur

Als dann Helene ein zweites Kind erwartete, brachte Ernst uns Regina auch für einige Wochen. Sobald Mutter und Kind aus dem Hospital wieder daheim waren, fuhr ich kurz vor ihrem dritten Geburtstag mit ihr nach Berlin. Ich konnte nicht lange bei ihnen bleiben, Marx war schon nicht mehr so wohl, er war nicht gewohnt allein zu sein, es war im November, er konnte wenig ausgehen.

Dorli war ein besonders hübsches, leicht erziehbares Baby, stets zufrieden und freundlich, immer dankbar und gut gelaunt. Sie machte Helene wenig Mühe im Gegensatz zu Regina, die ein nervöses Kind war, die schlecht aß und meist alles wieder ausspuckte und oft sehr launisch war. Trotzdem Dorli so gesund aussah, mit schönen roten Bäckchen, sagte der Kinderarzt stets zu Helene, daß sie nicht so widerstandsfähig wie Regina sei und leider hatte er sehr recht. Das Glück an dem liebenswerten, feinen Kind war nur von kurzer Dauer.

Ernst war schon in New York, da bekam Helene Halsentzündung, und ich fuhr hin, ihr beizustehen, die Kinder fernzuhalten. Sie war noch nicht wieder wohl, da war Dorli schon infiziert. Sie schickte mich nach Bingen zurück, aus Angst um mich, und Alice fuhr hin, ihr zu helfen. Dorli bekam Masern, mußte ins Krankenhaus und starb nach wenigen Tagen.

Helene konnte den Verlust nie überwinden. Noch nach langen Jahren machte sie sich Vorwürfe, daß sie etwas versäumt habe, nicht den tüchtigsten Arzt geholt, ihr Kinderarzt war schon ausgewandert und sonstiges Unnütze. Dieser Schmerz hat lebenslang an ihr gezehrt.

Sie beeilte sich, ihre Auswanderung vorzubereiten, zog in eine möblierte Wohnung in die Nähe ihrer Geschwister, hatte reichlich zu denken und zu schaffen. Aber auch diese schlimme Zeit ging vorüber. Ernst war glücklich, sie in Brüssel zu treffen, und nach kurzem Aufenthalt in London ging es in die neue Heimat. Bis die Möbel ankamen, wohnten Helene und Regina mit in der Parcot, dann zogen sie in ein schönes Haus in Eastchester Road.

Jetzt hieß es ein ganz neues Leben anzufangen, nur vorwärts schauen, auf gute Zukunft und Glück hoffen, sich ganz neu umzustellen. Es war nicht leicht, kostete große Willenskraft und Ausdauer, es war so ganz anders als man es die vergangenen Jahre gewohnt war, und zum Zurückblicken war keine Zeit.

Regina lernte rasch die fremde Sprache, schneller als die Alten, lief zwischen Parcot und Eastchester hin und her, fand stets was Neues in den Gärten und auf der Straße. Sie war bei Fremden ein etwas scheues, doch allgemein lebhaftes Kind und lernte recht gut in der Schule. Helene lud ihr oft Mitschülerinnen ein, glaubte ihr Freude zu machen und ihre Scheu zu überwinden. Sie ist keine gesellige Natur, kann stundenlang allein mit ihrer Arbeit sitzen, Radio hören. Sie hat sehr geschickte Hände, kann alles sehr schön machen, woran sie Freude hat, besonders gut versteht sie zu kochen. Es ist schwer, ihr Vertrauen zu erwerben, sie braucht viel Liebe und Herzlichkeit, sie hatte eine schwere Jugend.

Unter Tante Annes Leitung und Obhut entwickelten die Mädels sich zu richtigen Menschen. Ihre Fehler wurden gerügt, verbessert, die guten Eigenschaften gelobt und belohnt. Wenn ich heute in den Aufzeichnungen, die ich damals machte, nachlese, überzeuge ich mich immer wieder, daß der Charakter wohl durchs Leben gestählt und gefestigt, aber bei der Geburt schon in den Menschen gelegt ist.

Durch das Geschäft war in Gaustraße 57 kein Platz, daß die Kinder im Freien spielen konnten. Deshalb sorgten wir jeden Sommer für einen Sandhaufen in unserem Hof. Da machten sie Kuchen, bauten Burgen, Hannelore ruhig und mit Bedacht, Ellen unstedt, ungeduldig, rasch wieder alles zerstörend. Sie liebte es mehr bei mir zu sitzen, ließ sich von mir erzählen, meist Erlebtes, Märchen erzählte Tante Anne besser. Wir Großeltern hatten unendliche Freude an den Kindern. Jeden Samstag waren sie mit Tante Anne bei uns zu Gast, das war für beide Teile ein Fest. Man konnte den Großvater fast täglich mit je einem Mädels an der Hand auf der Büdesheimer Straße oder an der Nahe spazieren gehen sehen.

Im Mai 1926 kam der Junge zur Welt, mit großer Freude von Alt und Jung begrüßt. Doch damit gab es große Veränderungen. Tante Anne kündigte. Die Zwillinge seien ihrer Zucht entwachsen, meinte sie, für Babypflege habe sie kein Talent. Eine andere Erzieherin, nicht die erste, war die rechte. Bald wurde Frieda krank, hatte schwere Herzanfalle, brauchte viel Pflege. Alice, obwohl durch die Krankheit sehr in Anspruch genommen, stillte den Jungen, doch er gedieh schlecht.

Die Mädels bekamen plötzlich, von Lea infiziert, die bei Else zu Gast war, im oberen Stock, Keuchhusten. Sie kamen mit dem Kinderfräulein in unser

Fremdenzimmer, doch bei Ellen wurde der Husten so schlimm, daß eine Luftveränderung gefunden werden mußte. Selbst Vater und ich wurden davon infiziert und eine Zeitlang recht geplagt. Änne wurde wieder geholt, um die Kinder in Königstein, wo sie gute Unterkunft gefunden hatten, zu pflegen und zu betreuen. Helene kam aus Berlin, half ihnen in der schlimmsten Zeit im Anfang, blieb 14 Tage mit zur Gesellschaft. Nach sechs Wochen brachte Frl. Änne sie gesund und wohlaussehend zurück.

Fräulein Liesel pflegte Stefan gut, aber trotz aller Vorsicht blieb er nicht von dem schlimmen Husten verschont, und es dauerte lange, bis er sich erholen konnte.

Während die Mädels noch bei uns waren, starb Frieda unter schwerem Leiden. Es war für die ganze Kann'sche Familie ein schwerer Verlust, eine große Trauer. Sie hatte jahrelang für alle gesorgt, alle betreut, jeder achtete und liebte sie, ein Stück Vergangenheit wurde mit ihr fortgetragen. Sie wurde lange nicht vergessen, Ellen sprach noch sehr oft von ihr.

Für Alice gab es natürlich eine große Umstellung. Solange Frieda die Oberaufsicht hatte, brauchte Alice sich nicht um den Haushalt zu kümmern. Frieda sorgte für alles. Die Dienstboten waren jahrelang im Haus, alles ging am Schnürchen. Alice und Arthur genossen ihr Leben, sie verreisten oft, luden Freunde und Bekannte jederzeit ein, es war ein kultiviertes, schönes Heim.

Arthur war Mitdirektor an der Dünger- und Chemikalienfabrik Pennrich-Huy, die er aus kleinen Anfängen nach dem Krieg mit Pennrich gegründet hatte. Sie wurde bald eine der angesehensten Firmen in dieser Industrie. Auch in Lautzkirchen, im Saargebiet, hatten sie große Werke. Dorthin fuhr Arthur fast jede Woche, und im Frühling oder auch während der Ferien fuhr Alice mit den Kindern sehr gern dorthin. Es gab viel zu sehen und Unterhaltung. Enten in großen Mengen wurden gezüchtet, eine Hühnerfarm war angelegt, die Kinder halfen Eier sammeln, es waren stets schöne Tage dorten.

Auch Vater interessierte sich sehr für dieses große Unternehmen und Anwesen. Als Arthur wieder einmal nach Lautzkirchen fuhr, lud er uns ein, ihn zu begleiten. Das Saargebiet war französisch. Es war stets längere Aufenthalts- und Paßrevision an der Grenze. Arthur hatte die Papiere vorzu-

zeigen und als er eingestiegen und die Türe des Autos zuschlug, hatte Marx seinen Daumen dazwischen, und für lange Zeit war uns die Fahrt nach Lautzkirchen verdorben.

Die Zwillinge wuchsen heran; gesunde, vergnügte Mädels, ohne besondere gute oder schlechte Eigenschaften, ohne den Eltern viel Sorge zu machen. Da Marx so viel Freude an ihnen hatte, ließen Kanns sie zu seinem 70. Geburtstag von Ziegler, damals ein guter Bekannter von Ernst, malen. Vaters Überraschung und der Stolz war groß, denn die Kinder sind sehr gut getroffen, und das Bild ist heute noch ein Prachtstück.

Die Mädels nahmen Fest- und Feiertage mit, dankbar jedem Vergnügen. An Fassnacht zu den Kinderbällen machte Frl. Fromhold, die Familiennäherin, schöne Kostüme. Die Ferien verbrachten sie mit den Eltern und Stefan meist an der See. Sie hatten ein ruhiges, schönes Leben. Doch auch diesem machte Hitler ein Ende. In der Schule wurden die Juden Kinder beschimpft und verspottet. Von den Mitschülerinnen, die zwei Monate vorher noch ihre besten Freundinnen waren, bekamen sie nur Unangenehmes und Schlechtes zu hören. Die Mädels konnten nicht mehr in der Schule bleiben, Alice brachte sie nach England.

Herta Schwabacher, die stets Hilfsbereite, hatte sich schon für eine gute Mädchen-Boardingschool interessiert und mit Alice meldete sie die Zwillinge bei Mrs. Broadbank an. Da die Mädels sich stets so sehr gut verstehen, stets eine für die andere eintritt, Ellen weinte, wenn Hannelore getadelt wurde, war es für diese beiden nicht ganz so schwer im fremden Land, mit der fremden Sprache, ganz anderen Sitten und Gebräuchen. Und sobald irgendeine Beschwerde eintrat, und es kamen deren öfters, oder Klagen zu führen waren, wurde Onkel Willy zur Hilfe geholt. Er verhandelte mit Mrs. Broadbank, half alles Krumme grade machen.

Stefan, fünf Jahre jünger als die Schwestern, ein lieber Junge mit hellbraunen Locken, wurde von Alt und Jung verwöhnt, besonders von den Schwestern. Als Alice ihn nach Frankfurt zum Kinderarzt brachte, sagte dieser: „Das ist doch kein Junge, das ist doch ein Mädchen, den müssen Sie mehr zu Buben schicken“. Das war schwer, das Bemuttern und Verwöhnen war so natürlich bei den Schwestern, und der Junge ließ es sich gern gefallen. So kam Stefan, da ich allein in der Wohnung war, mal einige Zeit zu mir. Er schlief Gaustraße 42, ging von da um 9 Uhr zur Schule, aß mit

mir und kam nur am Nachmittag zu Besuch zu den Eltern. Doch ihm ging es nicht besser. Er wurde verspottet und beschimpft auf der Straße und in der Schule, die Jungen bewarfen ihn mit Schmutz, so daß Alice ihn noch ein Jahr vor den Mädels, 1935, nach England zu Schwabachers brachte. Ernst Schwabacher war ein guter Freund von Nathan Kann, auch Bankier. Da er herzleidend war, verbrachte das Ehepaar jeden Sommer einige Wochen in Nauheim zum Auffrischen seiner Gesundheit. Dann versäumten sie nie nach Bingen zu kommen und Kanns zu besuchen. Sie haben einen Sohn, Norman, der ein Jahr älter ist als Stefan, und als sie die schlimme Behandlung der Juden Kinder in Deutschland sahen, veranlaßten sie Kanns, Stefan mit Norman zur Schule gehen zu lassen. An seinem 9. Geburtstag ging Stefan in Rickmansworth den ersten Tag zur Schule. Es war nicht leicht für ihn, doch er verstand es gut, sich die Liebe und Achtung der Pflegeeltern zu erwerben. Diese gute englische Erziehung merkt man ihm heute noch an. Er ist ein feiner, verständiger, charaktvoller Junge, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, den jeder gern mag.

Aber auch gar zu bald bekam Arthur den Judenhaß zu spüren.

Die guten Freunde, mit denen man so oft zusammen war beim Wintersport oder in den Seebädern getrunken und gegessen, Ausflüge gemacht und Sport getrieben, fürchteten sich ins Haus zu kommen. Ihre Kinder spuckten vor Arthur aus und die Alten gingen in eine Nebenstraße, wenn sie die Freunde von weitem sahen. 1935 schon sagte Pennrich sehr klar zu Arthur, daß in der Firma ein Jude unmöglich Platz habe, daß er austreten müsse. Er bekam sein Gehalt weiter, beschäftigte sich in der Firma Wilhelm Kann, dachte nicht, daß es keine Rückkehr für ihn gäbe, und es dauerte lange, bis er sich entschließen konnte, Deutschland den Rücken zu kehren. 1935 fuhr er nach New York und besuchte Nathan, der sterbenskrank war. Mit diesem konnte er nicht mehr über die akuten Verhältnisse reden. Er kam zurück ohne den Entschluß gefaßt zu haben, Bingen den Rücken zu kehren. Er hätte sich vieles Unangenehme und Schwere, viel Ärger und Leid ersparen können, wenn er damals weitsichtig genug gewesen wäre.

Nach Vaters Ableben blieb Helene noch kurze Zeit bei mir, Ernst mußte sofort wieder nach Berlin. Und als das Leben wieder anfang seinen regelmäßigen Lauf zu nehmen, fühlte ich erst die Lücke, die dieser lebenswerte, treue Mensch gelassen hatte. Sein herzliches, humorvolles Geplauder, die muntere zufriedene Stimmung kam nie mehr bei mir auf. Wohl kamen

Verwandte und Freunde öfters mich besuchen, nach mir sehen, aber der Mittelpunkt war fort auf Nimmerwiedersehen.

Ich fuhr nach Heidelberg, half Carola beim Aufräumen und Einpacken, aber wir waren beide in keiner guten Verfassung, und selbst Stefan, der mit mir war, half nicht die Stimmung zu heben. Willy veranlaßte mich, da ich mich nicht so wohl fühlte, wieder Moorbäder zu nehmen, aber in Kissingen, in den guten Hotels, war kein Platz für Juden. Anfang Juli fuhr ich nach Bad Tölz, aber auch dort war der Aufenthalt nicht sehr angenehm. Alice begleitete mich, blieb eine Woche, dann kam Helene für 14 Tage zu mir. Ich ging morgens treu und brav zum Brunnen, nahm möglichst viel Moorbäder. Es waren die letzten, die ich hatte, und ich denke oft, daß ich durch diese regelmäßigen Kuren so kräftig und gesund blieb.

Nach den Ferien kam Stefan zu mir, so hatte ich wieder jemanden zu betreuen, für jemanden zu sorgen, und im November brachte Helene mir ihre beiden Kinder. Ich hatte meine Freude an den lieben Kleinen, wie mütterlich Regina schon für das Baby sorgen half und zwischendurch über die Straße zu Kanns lief, um sich dorten zu amüsieren.

Unerwartet meldeten sich die Londoner. Es war geplant, daß sie Weihnachten bei mir verbringen, doch Henning hatte sich im Kindergarten Keuchhusten geholt, und sie beeilten sich, ihm durch Luftveränderung rasch zu helfen. Er war dadurch auch nicht so sehr gequält und der Husten wurde nicht schlimm.

Nachdem Alice im April 1935 Stefan nach England gebracht hatte, schrieb Willy sehr bald, ich solle doch zu ihnen kommen. Alice war 4 Wochen mit Stefan bei Schwabachers geblieben, doch als sie abreiste, bekam er Heimweh. So kam ich bald und besuchte ihn jeden Sonntag in Rickmansworth. Da überzeugte ich mich, welch herzliche, wertvolle Menschen sowohl Herta als auch Ernst Schwabacher sind und wie ihr guter Einfluß und die gute Kinderstube und Erziehung Stefan förderten.

Willy fuhr das erste Mal mit mir, denn ich war ja keine weitgereiste Dame, die sich im fremden Land mit der fremden Sprache so leicht zurecht fand. Den folgenden Sonntag schrieb er mir auf, an welcher Bushaltestelle ich auszusteigen hatte; ich zeigte dies dem Schaffner, doch dann fand ich den

Weg sehr gut und verbrachte stets angenehme Sonntage mit diesen herzlichen Freunden.

Zu Pfingsten lud Willy Stefan ein, da er keine Schule hatte, die Feiertage mit uns in Dulwich zu verbringen. Er kam ein wenig erkältet an, und Carola wollte nicht, daß Henry infiziert wurde; so zogen Stefan und ich am Abend in ein Hotel am Bahnhof, in das Willy uns einlogiert hatte. Mir war alles neu, ich hatte doch noch nie in einem englischen Hotel gewohnt. Es ging ganz gut, wir schliefen in einem Zimmer zusammen, hatten auch Frühstück dorten und kamen in die Rosendale Road gut zurück, von Henry sehr vergnügt begrüßt.

Nach sechs Wochen reiste ich nach Bingen zurück, man mußte sich wieder an das Alleinsein gewöhnen.

Während Marx noch lebte und ich, da die Kinder das Haus verlassen, viel freie Zeit hatte, war es mir ein Bedürfnis etwas Nutzbringendes zu tun, und ich stellte mich der jüdischen Wohlfahrt zur Verfügung. Ich bekam bald einen wichtigen Posten zum Ausfüllen, der viel von meiner Zeit in Anspruch nahm. Ich hatte aber auch rechten Erfolg aufzuweisen, und mit Max Roos arbeitete ich bis zu meiner Auswanderung.

Durch die veränderten Verhältnisse gab es viel zu überlegen und zu besprechen. Ende des Sommers traf Willy mit Ernst in Bingen zusammen während seines achttägigen Urlaubs, und ich freute mich wieder sehr mit dem lieben Besuch.

In einem Brief von Willy lag eines Tages ein Zettelchen von Kurt Kornfeld bei. Darauf stand geschrieben: Ich solle mir mal überlegen, ob ich nicht nach New Rochelle kommen wolle, für Ernst und ihn den Haushalt zu führen, bis Helene dorten ankomme. Ich hielt es für einen Scherz; auswandern lag für mich noch in weiter Ferne, damals hatte ich mir nicht träumen lassen, daß es könnte wahr werden.

Den Winter verbrachte ich meist bei Kanns. Die Mieter im Parterre waren sehr ruhige, ordentliche Leute. Fässer, Kellerutensilien, alles Überflüssige etc. hatte ich so viel wie möglich verkauft, es hielt mich nichts so allein in Gaustraße 42. Deshalb begrüßte ich gern, als Willy im Februar 1936 schrieb, daß er sich 14 Tage Urlaub nehmen könne, wir wollten denselben

zusammen an der italienischen Riviera, die er auch noch nicht kannte, in Ospedaletti, verbringen. Er erkundigte sich nach allen Einzelheiten, ich hatte nur für meinen Paß zu sorgen, Lire auf der Bank und mein Billet zu holen. In Basel trafen wir uns, blieben dort im Hotel über Nacht, verbrachten zusammen schöne Tage. Ich hatte mir auch ein Visum für Monte Carlo besorgt, Willy hatte keines, war auch schon früher dorten gewesen, und machte ich eine Fahrt allein im Bus dorthin. Es war etwas früh in der Jahreszeit, noch wenig Gäste dorten, im Casino, das ich doch sehen mußte, war es leer. Als ich 10 Lire gewonnen hatte, war ich zufrieden und genoß sehr die Heimfahrt bei schönem Sonnenschein hoch über dem Meer entlang durch die herrliche Gegend. Willy hatte inzwischen einen der hohen Gipfel in der Nähe erklettert, war vom Regen überrascht worden und kam tiefend ins Hotel. Das hinderte ihn nicht, nachdem er sich umgezogen hatte, mit mir zum Tee in ein Café zu gehen und munter das Tanzbein zu schwingen. In Basel trennten wir uns wieder. Willy, der so viel von seines Vaters vergnügter Natur hat, versteht das Leben zu genießen und es auch anderen angenehm zu machen.

Im Sommer rief er mich wieder nach London. Sie hatten inzwischen in Tulse Hill einen hübschen Bungalow gemietet und mit eigenen Möbeln ausgestattet. Carola hatte alles sehr heimisch und schön eingerichtet; sie war viel vergnügter und zufriedener. Ein Gästezimmer gab es da nicht, und Willy hatte mich in einer kleinen Fremdenpension untergebracht. Ich war recht gern dorten, ein hübscher Garten war dabei, man konnte Croquet spielen, in einem Park in der Nähe spazieren gehen, auch hie und da bei den Mahlzeiten mit jemandem reden. Carola und der Junge kamen öfters zum Lunch zu mir. Wenn die Mädels frei hatten, traf ich sie in Tulse Hill, auch Stefan sah ich öfters, er hatte sich gut in dieses veränderte Leben gefunden.

Es wurde Ernst in den Staaten nicht leicht gemacht, sich durchzusetzen, den Verlag in die Höhe zu bringen. Immer mehr interessante ausländische Bilder wurden verlangt, und machte er in London ein Office auf, um besser mit den europäischen Fotografen in Kontakt zu kommen, mit diesen Verbindungen anzuknüpfen. Kurt Szafranski hatte keine Freude an der Arbeit bei Hearst und war bald mit seinem Geld in Black Star eingetreten. So fügte es sich, daß abwechselnd stets einer der drei Black Star-Leute einige Monate in London verbrachte.

Ernst war herüber gekommen, traf Helene und Regina in Brüssel, brachte

sie auch ins Toksowa, wo wir 14 Tage zusammen verbrachten, ehe sie Europa auf Nimmerwiederkehr den Rücken kehrten.

Willy suchte mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und vor meiner Abreise frag er mich wieder, ob ich mich entschließen könne, nach London auszuwandern. Ich hatte diesen wichtigen Schritt in all den Wochen wohl überdacht, hatte Willy sicher enttäuscht, als ich ihm sagte, daß ich mich nicht entschließen könne. So viele trübe Tage, so wenig Sonne selbst im Sommer, nur Freunde, deren Sprache ich trotz aller Bemühungen mit meinen 68 Jahren sobald nicht verstand, so allein, selbst wenn ich in der Nähe von Carola und Willy wohnen würde. Ich konnte nicht.

Mitte Dezember kam Kurt Kornfeld auf der Durchreise von London nach der Schweiz, wo er mit seinen Söhnen die Ferien verbrachte, zu mir. Er kam mir von dem Leben in New York zu erzählen, von den Londonern Grüße zu bestellen. Alice war schon in London, die Kinder zu holen, daß sie die Weihnachtsferien daheim verbrachten. Arthur aß mit Kurt und mir, und die Gans muß ganz besonders schmackhaft gewesen sein, Kurt hat sie bis heute noch nicht vergessen. Arthur brachte ihn zum Bahnhof Bingerbrück und gab er unterwegs Arthur nochmals eindringlich den Rat, nicht zu warten, seine Auswanderung vorzubereiten, doch Arthur lachte dazu, er glaubte nicht daran.

Willy fand keine Ruhe, solange ich noch in Deutschland war. Anfang 1937 schieb er ganz unerwartet: „Mutter, mache Dich bereit, Kurt ist hier, hat eine Überfahrt auf der Aquitania, siehe, daß Du auch eine Cabine bekommst. Besuche Deinen Sohn in New Rochelle.“ Ich ging mit dem Brief zu Kanns, es war an einem Samstag. Arthur lachte mich aus. „Unmöglich, du allein, ich muß jetzt nach Berlin; wer soll dir alles besorgen.“

Montag fuhr ich nach Frankfurt auf die Agentur, bekam noch eine Cabine, kaufte mir einige Kleider und manches Nötige, und als Arthur zurückkam, hatte ich alles selbst erledigt. Es wurde mir nicht leicht gemacht. Die Freunde und Verwandten konnten nicht begreifen, daß ich fort wollte. Tante Berta meinte: Wir sind doch auch hier, was fehlt dir, warum willst du fort, es ist doch ganz schön hier, was willst du mehr?

Der Judenhaß wurde immer schlimmer, und ich hatte mir klar gemacht, daß meines Bleibens in Bingen nicht mehr war. Ich mußte fort, Kanns den

Weg frei machen, damit sie nicht sagen konnten, wir können die Mutter nicht allein lassen. Es fiel ihnen gar so schwer, dieses schöne gepflegte Heim, dieses angenehme Leben, diese Behaglichkeit aufzugeben.

Willy und die beiden Kurts, es war Kurt Szafranskis term³ einige Monate im Londoner Office nach dem Rechten zu sehen, holten mich an der Waterloo Station ab, und amüsierten sich über meine Reiselust und nach kurzen Tagen ging die Fahrt ins Unbekannte.

Kurt Kornfelds 50. Geburtstag wollte ich mit ihm auf der Aquitania recht feierlich begehen. Die schönsten gelben Tulpen, die er so sehr liebt, waren für den Tag auf unserem Tisch, es war mir aber unmöglich, ich mußte ihn sehr enttäuschen, auch nur den Kopf zu heben, so seekrank war ich, und trotz aller Mittel lag ich in meiner Cabine. Kurt tat sein Bestes mir zu helfen. Auch diese unangenehmen Tage gingen vorüber.

Helene hatte uns zum Empfang ein frugales (sic.) Abendessen vorbereitet, dessen Herrlichkeiten ich nicht genug bewundern konnte. Ich hatte nicht viel Genuß davon, mußte erst mal wieder richtig auf den Füßen stehen, mich mit all dem Neuen zurechtfinden. Helene und Ernst hatten ein geräumig schönes Haus mit großem Garten in der Eastchester Road, gut ausgestattet, da konnte es einem schon gefallen. Ich fühlte mich auch bald darin heimisch. Am ersten Samstag schon nahm Ernst sich Zeit, ließ mich nach New York kommen, mir all das Neue zu zeigen. Im Grand Central nahm er mich in Empfang, ging mit mir durch die Stadt; die Fifth Avenue entlang, mit all den eleganten schönen Geschäften, deren Herrlichkeiten ich nicht genug bewundern konnte; die eleganten Damen in den kostbaren Pelzen, die da ihre Einkäufe machten. Aber auch die billigen Läden, wie Klein, in denen zu vielen Hunderten die neuesten Damenkleider mit Größe angezeigt auf den Gestellen hängen. Ohne jegliche Bedienung sucht man sich einige aus, probiert sie in einer Cabine an, womöglich mit einer Schwarzen zusammen. Hat man ein hübsches Kleid gefunden, wird es an der Kasse verpackt, man nimmt es mit, und wenn man tüchtig ist, kauft man dort zum halben Preis das gleiche Kleid, wie in den teuersten Geschäften.

Wir hatten lunch in einer Cafeteria, selbst servieren⁴, und noch vieles Neue gab es für mich zu bestaunen und zu bewundern.

³ term: hier: Aufgabe, Part

⁴ Germanisierung von selfservice Selbstbedienung

Öfters fuhr ich während der sechs Wochen, die ich in der Eastchester wohnte, mit Helene nach New York, manchmal mit Bus und Subway, und kamen oft ganz woanders an, als wir wollten, denn Helene war auch noch Neuling, meist aber mit der Bahn. Ich sah da vieles, wohin ich nicht mehr kam, so der Ausblick vom Turm des Empire State Building bei Abend, wenn die Stadt im Lichterglanz erstrahlt, auch den eleganten Rainbow Room, festlich geschmückt, und manches andere. Radio City mit all dem Interessanten schon außen, mit den stets guten Filmen, dem schönen Ballett, dem gepflegten Orchester, machte großen Eindruck auf mich, auch dahin bin ich in all den Jahren nicht wieder gekommen.

Kurt bat mich bei ihm zu wohnen, denn er hatte auch seine Möbel, ich konnte im Zimmer der Jungen schlafen. Es gab da Beschäftigung für mich. Ich brachte Ordnung in seine Kleider und Wäsche, lehrte Patty, die colored maid, europäische, speziell Berliner Küche, wie Kurt sie liebte, ich fühlte mich recht wohl da.

Kanns ließ es in Bingen keine Ruhe. Sie mußten auch sehen, wo sie ihr ferneres Leben verbringen wollten. Nachdem sie die Kinder nach den Osterferien in London wieder zur Schule gebracht hatten, kamen sie für einige Wochen nach New York. Sie wohnten im Hotel Commodore. Wir trafen uns oft, es gab vieles zu bereden und zu überlegen. In den drei Monaten, von Mitte März bis Mitte Mai, da ich in New Rochelle lebte, regnete es nur einmal. Es war oft sehr, sehr kalt, doch die Sonne schien fast immer. Der Ausblick war freundlicher als in England. In den Straßen sieht man vielerlei Nationalitäten; Engländer, Italiener, Franzosen und Schwarze. Man hört in den Geschäften manchmal deutsch sprechen, und man wurde besser verstanden. Ich war hier mehr daheim, hier konnte ich mich heimischer fühlen, und ich entschloß mich, nach New Rochelle auszuwandern.

Ich hatte Retourbillet, und da ich am 22. Juni an Vaters Geburtstag auf dem Friedhof sein wollte, fuhr ich Ende Mai zurück. Ernst begleitete mich nach London. Dort traf ich Kanns, die mit der Hapag gefahren waren, und nach kurzem Aufenthalt fuhren wir zusammen heim.

In Bingerbrück trennten wir uns. Ernst hatte mir Affidavit sowie alle nötigen Papiere zur Auswanderung gegeben. Mit diesen fuhr ich direkt nach Stuttgart zum Konsulat. Ich wohnte bei Lichters, und in der Woche, die ich

dort verbrachte, konnte ich mir in den guten Geschäften dorten vieles besorgen; Kleider, Mäntel, Wäsche etc., es hieß für lange Zeit mich auszustatten.

Jetzt hieß es wirklich Ernst machen und das vergangene Leben hinter sich zu lassen, nicht mehr zurückzublicken, nur vorwärts und auf Glück zu hoffen. Immer und immer wieder dachte ich an Marx und daß unser Herrgott es gut mit ihm gemeint, daß er all das Traurige und Unangenehme nicht erlebte. Er war doch eine sentimentale Natur, ihm wäre das Abbrechen all dessen, was man mit so viel Liebe und Sorge aufgebaut hatte, viel schwerer gefallen. Er hätte immer noch auf Konzessionen gehofft. Ich bin eine viel härtere Natur, erschwere mir selten das Leben mit langen Grübeleien, mit dem hätt-ich und wär-ich. Was sein muß und als richtig gefunden, führe ich aus, blicke nicht immer zurück, nur vorwärts; hoffe auf Gottes Hilfe und ein bißchen Glück.

In Bingen gab es dann viel zu erledigen. Arthur und Rechtsanwalt Stern halfen mir dabei. Ich hatte mich entschlossen, mit Kurt in der Eastchester zu wohnen, ihm den Haushalt zu führen, mich da zu betätigen. So richtete ich mich danach ein.

Das Haus wurde an Frau Soherr viel zu billig verkauft. Die Möbel, die ich nicht mitnehmen wollte, da sie in der Eastchester zu viel waren, fanden rasch Abnehmer. Rechtsanwalt Stern veranlaßte die Bank, daß das Geld, das noch übrig war, nachdem Reichsflucht- und Judensteuer bezahlt, auf mein Konto an Bache & Co. in New York übertragen würde.

Ende Juli rief mich das Consulat wieder nach Stuttgart. Meine Papiere waren in Ordnung, ich konnte an Willy und den Black Star kabeln, daß meine Einreise bald erfolgen würde. Die Massenauswanderung hatte noch nicht eingesetzt. Auf dem Consulat war kein Lärmen und Drängen, die Leute waren noch höflich und freundlich.

Oft genug wurde ich auch in Stuttgart ausgelacht, daß ich so dumm sei, in meinem Alter, in die Ferne, ins Unbekannte zu gehen, es sei doch noch nicht so schlimm in Deutschland. Wie schwer mußten die Unbelehrbaren ihre Kurzsichtigkeit büßen. Ich darf gar nicht an all die Lieben denken, die dadurch so schrecklich ums Leben kamen, die ich nie wieder gesehen. 1937 wäre es noch leicht gewesen, sie aus dem Lande zu bringen, ihnen zu helfen; dann als sie um Hilfe schrien, kamen unsere Bemühungen zu spät.

Der große Koffer mit allem Persönlichen, der mit aufs Schiff gehen sollte, wurde unter behördlicher Aufsicht gepackt. Kanns wollten das Abschicken des Lifts besorgen, in dem Möbel und Teppiche, Wäsche und Porzellan, Glas und Küchengeräte nach den United States gingen.

In England waren Sommerferien, und da die Kinder nicht nach Bingen kommen konnten, trafen Alice und Arthur sie in Frankfurt, wollten diese Woche mit ihnen in Italien verbringen. Vorher wollten sie die Mutter eine kurze Strecke in die weite Ferne begleiten.

Als ich vom Consulat zurückkam, war mir der Paß unerwartet abgenommen worden, und trotz Sterns oftm Nachfragen und Mahnen, er fuhr nach Mainz dieserhalb, der Paß war nicht zu finden. Da die Ferien zu Ende gingen, fuhren Kanns mit den Kindern wie geplant nach Italien, Karl und Agnes waren mit Ilse in der Schweiz. Meine Wohnung war fast leer, und da die jüdischen Feiertage nahe waren, versprach ich Alice, diese in Stuttgart zu verbringen.

Voller Freude, mit einem großen Blumenstrauß bewaffnet, brachte Martha Stern mir unerwartet am Donnerstag den Paß. Ich hatte beabsichtigt, auf der Fahrt nach London einige Stunden im Haag mit Helene und Richard Strauß zu verbringen. Seitdem die Familie 1935 ganz plötzlich aus Bingen fort mußte, da Richard dorten seines Lebens nicht mehr sicher war, hatten wir uns nicht mehr gesehen. Stets gute Freunde, achteten und schätzten wir einander. Doch die Feiertage wollte ich ihnen nicht ungemütlich machen, da mein Besuch nur ein kurzer sein konnte; Stern riet mir auch so rasch als möglich nach London zu fahren. Ich war bereit. Am Abend brachte ich Änni und Fritz die Blumen von Martha, als herzlicher Abschiedsgruß an Jenny, die ich besonders liebte und achtete, diese nach meiner Abreise abzugeben, Tante Bertha und Ida sagte ich nicht Lebewohl, es hätte sie und mich unnützlich erregt.

Else Kann hatte Addi mit mir zum Abschiedessen geladen. Samstag früh brachten Else und Julius mich nach Bingerbrück zur Bahn. Auf dem Bahnsteig war auch Rechtsanwalt Stern, der mir sagte, er fahre auch nach Koblenz. Unterwegs erfuhr ich, daß er mich begleitete, mir den einsamen Abschied aus der Heimat zu erleichtern. Diesen Liebesdienst werde ich ihm nie vergessen, es war ein trauriger Abschied.



Die 100-jährige Mathilde Mayer

Am 1. September 1937 kam ich in London an, von Willy und Ernst empfangen. Noch vier Wochen verbrachte ich in Toksowa. Willys Lehrerin kam täglich, arbeitete mit mir, ich mußte richtig Englisch lernen. Sie ließ mich Gedichte auswendig lernen, suchte so viel wie möglich meine Aussprache zu verbessern. Mit 68 Jahren fällt es schwer, sich in der neuen Sprache gut auszudrücken.

Dorthin kamen auch Clara und Isidor, die bei Hans in Rio de Janeiro waren, und nicht mehr über Frankreich, wie in früheren Jahren, zurück konnten. Wir verbrachten eine Woche zusammen und immer und immer in ungezählten Reden baten wir sie, doch nicht mehr nach Deutschland zurückzugehen. Clara sollte doch ihren schönen kostbaren Schmuck Willy in Verwahrung geben, wie es Agnes auch getan, er wollte ihn gern an Hans

schicken. Alles war umsonst. Noch keine Woche waren sie in Stuttgart, da mußten sie alles abgeben, und viel Leid und Sorge wäre ihnen erspart gewesen, hätten sie unseren Rat befolgt.

Bald waren sie wieder auf der Fahrt nach Rio für immer. Nie sahen sie etwas von all ihren Herrlichkeiten; Teppiche, Silber, Möbel, nur das nackte Leben konnten sie retten.

Am 2. Oktober 1937 fuhr ich mit Ernst auf der Frankonia meiner neuen Zukunft entgegen, und trotzdem die Cabine erster Klasse war, mußte ich fast den ganzen Tag zu Bett liegen, seekrank.

Ernst saß viel bei mir, ließ sich englisch vorlesen, meine Aussprache zu verbessern, die trüben Gedanken zu vertreiben, es war ein schwerer Abschied. Aber ich wußte, daß ich in der neuen Welt Liebe und Güte finden werde, das Leben wieder leichter werden würde, man wieder lachen konnte.

New Rochelle, 17 Argyle Avenue, 1951

NACHTRAG 1

EIN NACHWORT VON ILSE BARKER GEB. GROSS, EINER NICHT VON MATHILDE MAYER.¹

„Es war schon eine sonderbare Erfahrung für mich, die „Erinnerungen“ meiner Tante zu übersetzen, die Arbeit brachte so vieles aus meiner Kindheit zurück. Ich möchte gerne noch etwas ihrem Text hinzufügen, über Bingen und seine Einwohner schreiben, etwas über Mathilde selbst sagen und auch über einige der anderen Personen in ihrer Erzählung.

Ich hätte gerne darüber geschrieben, „Was danach geschah“, aber ich kann nicht mit den Lebensgeschichten der nächsten Generation (oder von zweien! oder dreien!) dienen, denn da die Familie sich weit verzweigt hat, ist sie für mich zu groß geworden, um sie einzukreisen.

Trotz allem hat unsere zerrüttete Geschichte, die unter Hitler eine gewaltsame Wende nahm, Auswanderung und Tod, immer noch einen sonderbaren inneren Zusammenhang, und wenn wir uns die späteren Generationen ansehen, sind wir erstaunt und hoffentlich ermutigt durch den außergewöhnlichen Erfolg derer, die durchkamen und nachfolgten, die es schafften, zu überleben, sich zu integrieren und voranzukommen. Was sind wir doch für ein starker, robuster und unbesiegter Stamm, der sich in fremden Ländern niedergelassen hat, in Berufen, die sich die Seligmanns und Grosses des 19. Jahrhunderts nicht einmal vorstellen konnten, der Teil eines so andersartigen Lebens geworden ist, in einer anderen Sprache denkt und spricht, der nicht unterwegs zusammengebrochen ist, weil man uns aus unserem Land vertrieben und unserer Familien beraubt hat.

Mathilde selbst ist das vollkommene Beispiel dieser Gattung, eine starke und positiv denkende Persönlichkeit, die von Jugend an alles über alle wusste und jedem zu Hilfe kam. Sie hatte viel Arbeit und Verantwortung, als sie sehr jung war, und in der Blüte ihres Lebens war sie eine großartige Frau. (Ich mag ihre Geschichte, als sie in Stuttgart ankam, eine wahrhaftige Weltstadt für ein Binger Mädchen von kaum 22 Jahren, sie die Wohnung ihrer Schwester mit leeren Schränken vorfand und 50 Kisten mit Haushaltsgegenständen und Hochzeitsgeschenken, die sie auspacken und das Nötigste für das tägliche Leben in dieser unbekanntem Stadt einkaufen sollte.)

¹ Sie hat die „Erinnerungen“ ihrer Tante ins Englische übersetzt.

Als ich ein Kind war, hielt ich sie für eine sehr große und ernste Erscheinung und war überzeugt, dass sie mich kritisch und missbilligend ansah. Doch in späteren Jahren, als sie fast hundert Jahre alt war in New York, wurde sie so klein, dass ich meine Arme um sie legte, um ihre schwächliche, zerbrechliche Gestalt an mich zu drücken.

In den ersten 14 Jahren meines Lebens spielte ich oft in ihrem Haus mit ihren Zwillingenkelinnen und Marx, ihr Mann, war ein gutmütiger Onkel und ja, auch ich durfte mit seiner Repetieruhr spielen. In meiner Erinnerung strahlt sein großes, rundes Gesicht immerzu.

Mit 68 ihr kleinstädtisches Leben zu verlassen, um in der Neuen Welt noch einmal anzufangen, war sicher heldenhaft. Viele andere in ihrem Alter ließen Angst und Scheu in dem unrealistischen Glauben wiegen, dass „sich die Verhältnisse bessern würden, dass Hitler sich nicht halten könne“ und gingen geradewegs in den Tod. Sie war es gewohnt zu reisen, war aber nicht weit gereist, sie musste den Atlantik überwinden, den Fremden überall um sie herum mutig entgegentreten, und es war sicher eine Menge Mut nötig, diesen Schritt zu tun und das Haus aufzugeben, in dem sie seit ihrem 20. Lebensjahr gelebt hatte, ihre Verwandten zu verlassen, die Stadt, in der sie 68 Jahre ihres Lebens verbracht hatte.

Heute kann keine Stadt einen ähnlich kleinstädtischen Charakter haben wie Bingen zu ihrer Zeit. Die wenigen Zerstreungen waren selbstgemacht: der Karneval, die Tanzveranstaltungen, die Weinlese, die Familie, Kaffeeklatsch, Wandern, Sonntagsausflüge mit dem Dampfer. Wie kann man ein solches Leben an Generationen weitergeben, die von klein auf vom Wohnzimmer aus die Welt im Fernsehen gesehen haben, die wissen, dass sie in wenigen Stunden nach Tokio, Hongkong oder Island gelangen können? Mathilde, die an Wagen und Pferde gewöhnt war und an Ochsen, die die Karren zogen, muss über die ersten Autos erstaunt gewesen sein, war verblüfft über die Annehmlichkeit der gelben Straßenbahn (die Elektrische), die auf einmal durch die Stadt fuhr, über den Zeppelin, in dem sie gerne einmal geflogen wäre, und zweifellos, über Flugzeuge. Es gab damals keine Flugschneise über Bingen, und die ersten Flieger, die man sah, schrieben LUX mit weißen Buchstaben in den blauen Himmel.

Welch eine Veränderung müssen die ersten Telefone für das tägliche Leben gebracht haben und mehr noch diese revolutionierende Erfindung, das

Radio. Ich erinnere mich, wie ich Hand in Hand mit meinem Vater die Gaustraße (der Hauptschauplatz dieser „Erinnerungen“) hinunterging, während er erklärte, wie man Stimmen und Musik hören könne, die aus diesem neuen, ulkigen Ding kämen, und ich erinnere mich genau, dass ich fragte, warum die Leute uns nicht hören könnten bei unserer Unterhaltung im Vorbeigehen. Wenn heutzutage Leute auf der Straße und im Zug ihre Telefone aus der Tasche nehmen, denke ich oft daran und wünschte, er hätte dieses außergewöhnliche Phänomen sehen können.

Bingen ist eine alte Stadt, die auf die römische Garnison am Zusammenfluss von Rhein und Nahe zurückgeht. Die Römer erbauten ein Fort auf einem kleinen Hügel und die Drusus-Brücke über die Nahe. Der Rhein war zu breit, um eine Brücke über ihn zu bauen. Nach seinem breiten Lauf westwärts macht er unterhalb von Bingen eine scharfe Kurve nach Norden und fließt schnell und gefährlich zwischen den ihn einschnürenden Bergen dahin. Hier ist das linke Ufer bewaldet, das rechte, nach Süden ausgerichtete Ufer mit Weinbergen terrassiert. Hier beginnt der „romantische“ Rhein, der am Loreley-Felsen weiter flussabwärts seinen Höhepunkt erreicht. Mittelalterliche Burgen stehen auf den Hügeln, hübsche Städte drücken sich an die Flussufer. Jenseits von Bingen steht der berühmte Mäuseturm auf seiner kleinen Insel, dessen Legende von Bischof Hatto und den Mäusen, die ihn verfolgen, damals besser bekannt war als die heute berühmte Hildegard von Bingen.

Die Stadt hat eine herrliche Lage im Dreieck zwischen den beiden Flüssen und den Hügeln hinter der Stadt. Die Häuser sind hoch, und die engen Straßenschluchten hallten in den 30er Jahren wider von den brutalen Nazi-Liedern – wie Mathilde sich erinnert.

Es gab keine Vorgärten vor den Stadthäusern mit ihren geräumigen Wohnungen, die gewöhnlich vier große Empfangszimmer vorne und Schlafzimmer, Badezimmer und Küche im hinteren Teil hatten. Wir Kinder spielten in den gepflasterten Hinterhöfen zwischen den Fässern und im Garten hinter den Geschäftsräumen. Aber wir konnten ebenso draußen auf der Straße unsere Reifen rollen lassen und mit unseren Stelzen herumlaufen – es gab kaum Verkehr. Später hatten wir Fahrräder, mit denen wir über Land fuhren. Im Winter liefen wir Schlittschuh und rodelten, und ich erinnere mich, dass man mich statt in einem Kinderwagen auf einem Schlitten herumfuhr neben dem Zweierschlitten meiner Zwillingscousinen. Im

Sommer schwammen Jung und Alt in den sich sacht bewegenden Schwimmbädern, die am Rhein verankert waren, und schon bald machten wir Fortschritte, wenn wir gegen die starke Strömung schwammen.

Das Hauptgeschäft der Stadt war der Wein. Heute noch kaufe ich „Binger Rochuskapelle“ in meinem örtlichen Supermarkt. Die meisten unserer Väter waren im Weingeschäft, und seine Herstellung färbte unser Leben. Der Oktober mit seiner Weinlese war mein Lieblingsmonat, und durch seine vielen Aktivitäten war ich glücklich im Hof und bei den Keltern beschäftigt. Unsere Sommerferien waren verkürzt, um diese zusätzliche freie Zeit zu ermöglichen, denn jeder half.

Wir besaßen keine Weinberge, sondern kauften die Trauben von den Erzeugern, wie es Marx und sein Geschäftspartner taten. Die Trauben wurden gekauft, bevor sie reif waren; die Männer gingen in die Weinberge und begutachteten die Qualität vorab. Erfahrung und (gute) Kenntnisse war alles.

Wenn die Zeit gekommen war, brachten die Erzeuger die Trauben in die Stadt, mit Ochsenkarren, die dann in unserem Hof standen, während die Trauben aus den großen Bütteln ausgeladen wurden, entweder direkt in die Keltern oder, wenn diese in Betrieb waren, in Bottiche im Hof. Die Wagen warteten oft in einer Schlange entlang der Straße, und im Hof standen die Ochsen geduldig, während die Karren entladen wurden. Ich liebte es, ihre warmen Flanken zu tätscheln und kann mich gut erinnern an den Geruch von Trauben, Ochsen und Kuhfladen.

Die Keltern wurden in Gang gesetzt bevor es hell war und arbeiteten bis spät in die Nacht. Am frühen Abend bekamen die Arbeiter ihre Mahlzeit in der großen Halle, in der die Abfüllmaschinen und das Verpackungsmaterial gelagert wurden. Manchmal durfte ich die Brotkörbe hinter dem Koch hertragen, der die große Terrine mit Gulasch hielt.

Waren die Trauben in den Keltern ausgepresst, wurde der Most in riesige Bottiche gepumpt, wo er gährte, bevor er in die Fässer im Keller transportiert wurde. Floss dann der Most nach dem ersten trüben Schuss klar und rosa aus den Keltern, füllten wir Glaskrüge und nahmen sie mit hinauf, um sie bei Tisch zu trinken, köstlich, süß und durstlöschend.

Am Ende der Weinlese gab es einen Umzug durch die engen Straßen mit Wagen voller „Rheintöchter“, Männern zu Pferde und geschmückten Fässern. Ein großes Fass Wein wurde auf dem Marktplatz aufgemacht und jeder konnte von dem neuen (und sehr gehaltvollen) Wein trinken.

Die Stadt war klein genug, dass die meisten Leute einander kannten. Wir gingen zur Schule mit den Arzt- und Fotografenkindern, den Mädchen des Metzgers und der Tochter des Briefträgers. Als der Antisemitismus, der immer latent vorhanden war, salonfähig, ja sogar preiswürdig wurde in Deutschland, kannte jedermann jeden Juden – es gab keinen Platz, wo man sich verstecken konnte. In Berlin, in Frankfurt und Stuttgart freilich, konnte man für sich entscheiden, die Zeichen der Zeit zu übersehen, die einem sagten, dass „Juden“ nicht erwünscht waren. In Bingen war man selbst nicht erwünscht, konnte man nicht in die Geschäfte, ins Kino gehen und nicht im Rhein schwimmen. Wir wurden alle irgendwann einmal mit Dreck oder kleinen Steinen beworfen. Diese große, starke, edle und wohlhabende jüdische Gemeinde stach hervor wie ein wunder Daumen, und das Rote Kreuz und andere wohltätige Organisationen mussten sich plötzlich neue Vereinsmitglieder suchen.

Was für ein gutes Erinnerungsvermögen Mathilde doch hatte, und ich bin sicher, wenig „geschah anders“, wie sie in der Entschuldigung in ihrer Einleitung sagt und hofft, dass sie keine Ereignisse vergessen oder durcheinander gebracht hat. Da sie ja einige Einzelheiten über meine eigene Familie schreibt, gibt es natürlich Dinge, die mir anders erzählt wurden – aber ich würde es nicht wagen, sie zu tadeln. Es ist schmerzlich für mich zu lesen, wie sie bei der Niederkunft meiner Mutter bei ihr wachte, wie das Baby so verhängnisvoll wiederbelebt wurde und wie meine Mutter im Ersten Weltkrieg einen Zusammenbruch erlitt. Nach der Geburt meiner Schwester litt sie zeitweise an akuten Schmerzen und man riet ihr, sie solle kein weiteres Kind mehr haben. Mitten im Krieg fand man heraus, dass es ihr Blinddarm war, und nach einer Operation ging es ihr gut.

Mathilde schreibt, dass meine Mutter meinen Vater beherrschte. Sie war in der Tat eine starke Persönlichkeit und muss ihren Umzug von der Großstadt in kleinstädtisches Leben einengend und frustrierend empfunden haben. Sie las sehr viel: Romane, Bücher über Kunst, Freud, ein wenig Philosophie. Sie fuhr nach Frankfurt in die monatlichen Sinfoniekonzerte. Mein Vater war eine sehr viel leichtlebige Persönlichkeit. Seine Arbeit

erfüllte ihn, er erfreute sich an seinen Freunden, einem Skatspiel oder Reisen. Er las die „Frankfurter Zeitung“, die täglich erschien, und eine Anzahl wissenschaftliche und technische Zeitschriften. Er war an vielen wissenschaftlichen Themen interessiert und ein geborener Mathematiker. Er konnte höchst erstaunliche Zahlen im Kopf addieren – ich beneidete ihn außerordentlich. Die Leichtigkeit im Umgang mit Zahlen machte ihn zu einem erfolgreichen Spieler. Er ging gerne in Kasinos, schien immer beim Roulette zu gewinnen oder beim Bakkarat, seinem Lieblingsspiel, das manchmal in unserem Haus gespielt wurde. Er war unendlich freundlich und man erzählte mir, er habe sich heldenhaft verhalten in dem Lager, in dem er starb, als Krankenträger im Alter von fast 70 Jahren.

Es war sicher noch schwieriger für die Männer, sich an die große Veränderung in ihrem Leben anzupassen. Frauen sind da flexibler. Diese Männer waren erfolgreich in ihren Berufen gewesen, hatten die Achtung derer um sie herum erworben, waren Offiziere in einem Krieg (Arthur hatte das Eisene Kreuz erster Klasse, mein Vater zweiter Klasse von der russischen Front), nun waren sie nicht einmal mehr Bürger zweiter Klasse, viel weniger als Einwohner anerkannt. Ich bin sicher, dass sie auch sehr gut begriffen, dass ihr Leben in einem neuen Land unendlich mühsam sein würde, wenn sie im Alter von 50 oder 60 Jahren ganz unten in einem neuen Beruf anfangen müssten. Einige, wie Isidor, Direktor der Deutschen Bank, wurden Hausangestellte. Und wenn viele von uns Mädchen ebenfalls Dienstboten wurden, so waren wir jung und wussten, es würde nicht für immer sein; aber man kann sich vorstellen, was es für die verwöhnten Männer mittleren Alters bedeutete.

Das heißt nicht, dass ich den erstaunlichen Mut und die Tüchtigkeit von Frauen wie Clara nicht zu schätzen weiß, dieses entzückende, zarte und heitere blonde Geschöpf, die eine Art Oberköchin und Haushälterin wurde und ihre Arbeit glänzend bewältigte in dem so ganz anderen Umfeld von Petropolis.

Mathildes Enkel, Urenkel und deren Nachkommen leben verstreut in unserer nun so viel kleineren Welt. Einige der Urenkel wurden früh genug geboren, um ihr in ihrem Alter eine Freude zu sein, und nun gibt es noch eine weitere Generation. Auch bin ich nicht die letzte von Mathildes Nefen und Nichten. Der Sohn ihres Bruders Wilhelm Gross, Bernhard, lebt in São Carlos, Brasilien und unterrichtet mit fast 90 Jahren immer noch einen

Studenten, der an der dortigen Universität gerade seinen Doktor der Philosophie macht. Seine Söhne leben in Houston (Texas) und Wien.“

Midhurst, West Sussex, England 1995
Ilse Barker (Kathrine Talbot)

(Aus dem Englischen von Beate Goetz)

Anm.: Inzwischen ist Prof. Bernhard Gross, ein bedeutender Atomphysiker, 96-jährig in Brasilien verstorben

NACHTRAG 2

BERNHARD GROSS (GEB. 22.11.1905)

Ich verließ Deutschland mit meiner Mutter im Juni 1933, um nach Rio auszuwandern. Ich begann an der „Polytechnica“ Freunde zu gewinnen und hielt einige Vorlesungen über kosmische Strahlen, mein Studiengebiet in Stuttgart. Im Januar 1934 wurde ich in den Mitarbeiterstab des National Institute of Technology in Rio de Janeiro berufen, wo ich schließlich Direktor der Abteilung Elektrizität wurde, ein Posten, aus dem ich 1969 mit Erreichen der Altersgrenze ausschied. Von 1935 bis 1937 war ich Professor für Physik an der neu gegründeten Universität des Federal District, zu einer Zeit, als Rio noch die Hauptstadt der Republik war. Nach dem Krieg machte ich ausgedehnte Reisen in Europa und USA, zuerst zu einer UNESCO-Tagung über Kosmische Strahlen in Krakau, 1947. 1957 wurde ich zum Mitglied des Scientific Advisory Committee of the United Nations und der International Atomic Energy Agency in Wien unter dem Vorsitz von Dag Hamarskjöld ernannt. 1957 verbrachte ich mehrere Monate in New York als wissenschaftlicher Sekretär des United Nations Scientific Committee an the Effects of Ionizing Radiation und 1961 trat ich als Direktor der Abteilung Scientific and Technical Information in die International Atomic Agency an ihrem Sitz in Wien ein, eine der vielen Organisationen der Vereinten Nationen. Dies brachte viele Reisen in die UdSSR, nach USA, Japan etc. mit sich. Nachdem ich die Agency 1967 verlassen hatte, wurde ich ein Direktor in der Brazilian National Commission of Nu-

clear Energy. Nach meiner Pensionierung 1969 verbrachte ich sechs Monate an der Technischen Universität von Karlsruhe und an dem Atomaren Forschungs-Zentrum in Karlsruhe-Leopoldshafen. Um 1972 herum begann ich mit der Forschung als Gastprofessor am Institute of Physics of São Carlos, einer Abteilung der Universität von Sao Paulo, ungefähr 250 km von der Stadt entfernt. Zur selben Zeit begann ich mit jährlichen Besuchen des Bell Lab, Murray Hill, N.J., in der Nähe von New York – der größten privaten Forschungsorganisation in den Vereinigten Staaten, wo ich manchmal zwei Monate blieb. Von 1977 an wurde ich auch Gastwissenschaftler an der TU Darmstadt und ich war dort 1985 das ganze Jahr über Gastprofessor. Dazwischen verbrachte ich lange Phasen in Wien. Rückblickend kann ich kaum verstehen, wie ich es schaffte, meine Zeit und Aktivitäten auf so viele Orte zu verteilen. Es gab zwei Symposien: Eines zu meinem 70. und das andere zu meinem 80. Geburtstag, das erste in Brasilien, das zweite in Deutschland. Ich habe ein Diplom als Ingenieur und einen Doktorgrad von dem Technischen Kolleg (später TU) in Stuttgart, ebenso eine Ehrendoktorwürde von der Universität von Sao Paulo und eine weitere von der TU in Darmstadt. Ich bin Fellow der American Physical Society und der Brazilian Academy of Sciences. 1991 erhielt ich den Prize of the State of São Paulo, der mit einem Preisgeld von 100 000 Dollar dotiert ist, und in diesem Jahr erhielt ich den National Order of Scientific and Technical Merit. Ich habe ungefähr 150 wissenschaftliche Schriften (fast alle in Englisch) veröffentlicht und drei Monografien etc.

Sao Carlos, Januar 1995

(Aus dem Englischen von Beate Goetz)

WILLY MAYER-GROSS (1889–1961)

Willy Mayer-Gross war Mathilde Mayers ältester Sohn. Er studierte an den Universitäten von Heidelberg, Kiel und München und promovierte in Medizin 1912 in Heidelberg, wo er 1929 Außerordentlicher Professor wurde. Von 1928 bis 1933 war er Hauptherausgeber von „Der Nervenarzt“. Da es unmöglich für ihn war, in Deutschland zu arbeiten, nachdem Hitler an die Macht gekommen war, trat er in die Abteilung Klinische Forschung am Maudsley Hospital in London ein, wo er blieb bis 1939, als er Direktor für Klinische Forschung am Crichton Royal Hospital in Dumfries, Schottland,

wurde. Nach seiner Pensionierung ging er nach Birmingham als Senior Fellow in der Abteilung für Experimentelle Psychiatrie und Direktor für Klinische Forschung an der Uffculme Clinic. Er wurde zum Mitglied des Royal College of Physicians in London im Jahr 1945 berufen und wurde 1951 zum Fellow gewählt. Er war Präsident der Psychiatrischen Abteilung der Royal Society of Medicine 1954 und 1955. Er veröffentlichte viele wissenschaftliche Schriften, sowohl in Deutschland als auch in England, war Hauptautor des Lehrbuchs *Clinical Psychiatry* (die anderen beiden Autoren waren Prof. Eliot Slater und Prof. (nun Sir) Martin Roth), 1954 bei Cassell in London herausgegeben und seitdem öfter neu aufgelegt mit neueren Ausgaben und Übersetzungen in viele Sprachen. Das Buch wird immer noch benutzt. Er war ein Pionier der biochemischen Erforschung von Psychosen und der ersten befriedigenden psychiatrischen demografischen Übersicht in Großbritannien. Ich zitiere aus dem Nachruf im *British Medical Journal* vom 25. Februar 1961: „Mit dem Tod von Dr. W. Mayer-Gross hat die europäische Psychiatrie ihre herausragendste Persönlichkeit verloren. Es ist sein Verdienst, mehr als das irgendeines anderen, dass die britische Psychiatrie sich weiterhin innerhalb der europäischen Tradition bewegt, in der sie eine führende Rolle spielt“.

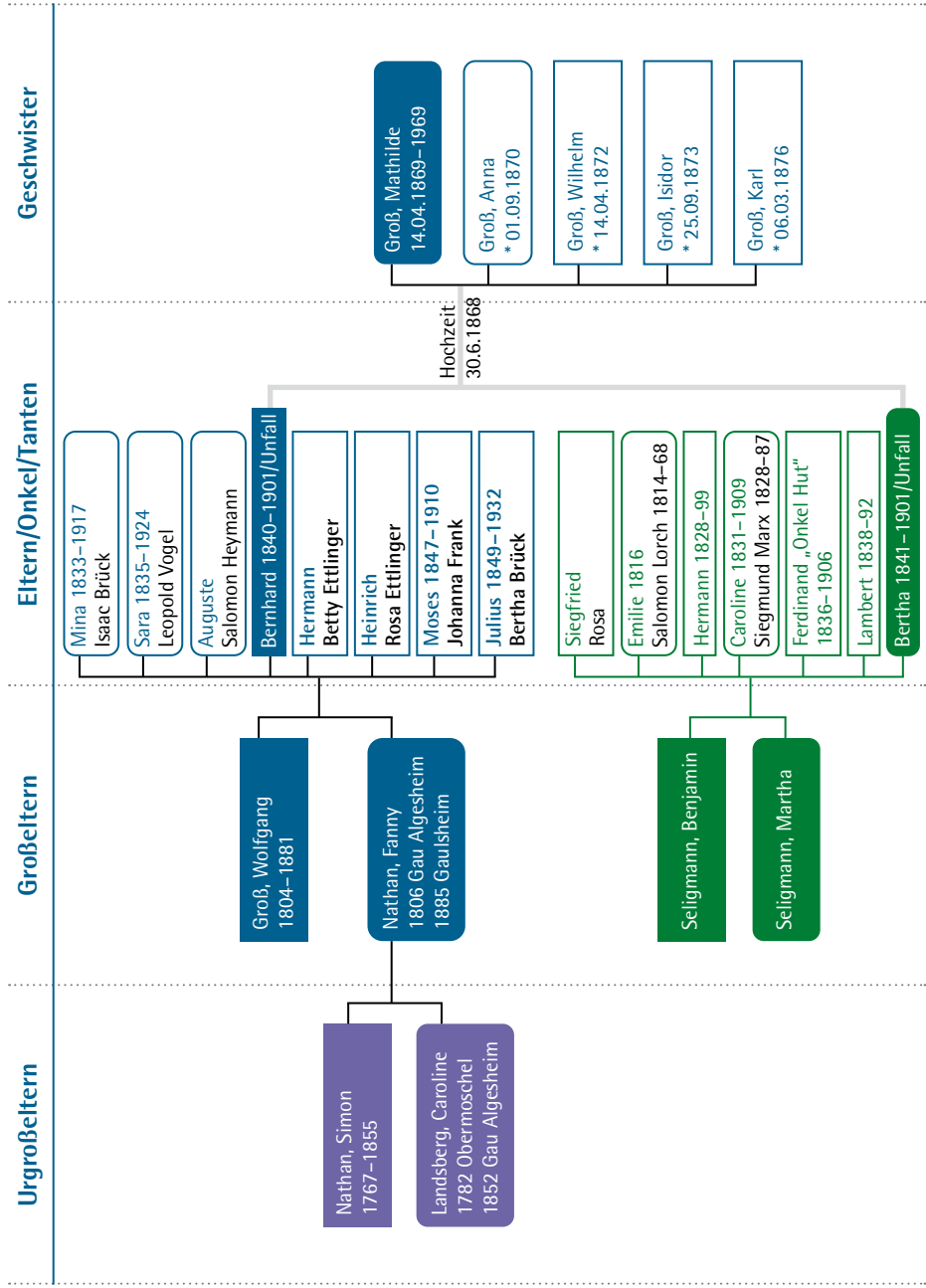
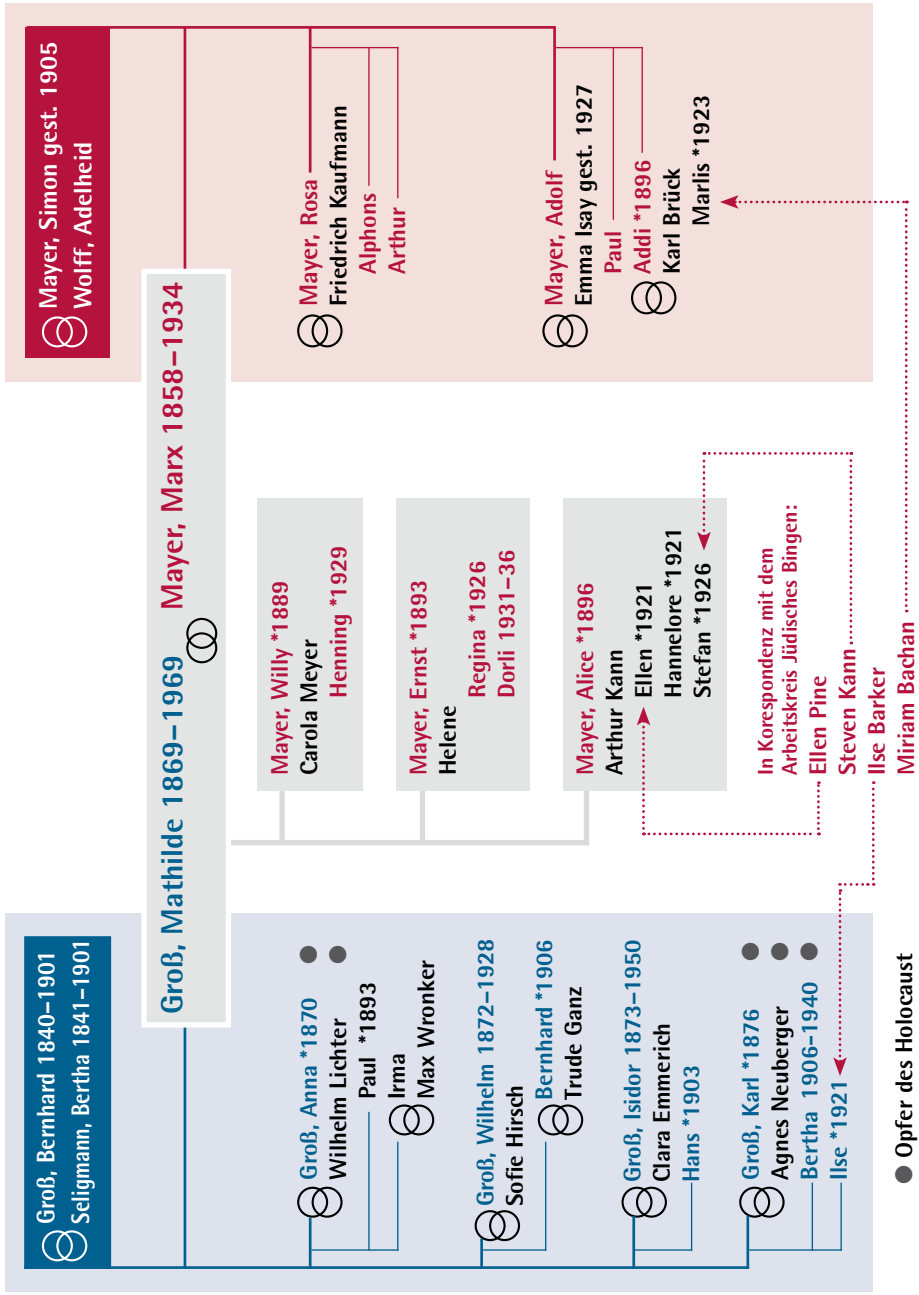
Ilse Barker

(Aus dem Englischen von Beate Goetz)

NACHTRAG 3

LISTE ERWÄHNTER ADRESSEN

Gaustraße 9	durch Bernhard Groß, Firma W. Groß, Weinkommissionär, von der Familie Mundschenk ersteigertes Haus
Gaustraße 11 oder 7	Eigentum der Familie Augstein, erste Wohnung von Marx Mayer und Mathilde geb. Groß
Gaustraße 34	Wohnung von Adolf Mayer, Bruder von Marx Mayer, und dessen Frau Emma Isay
Gaustraße 34	Wohnsitz Simon Mayer, Weinhändler, Eltern von Marx Mayer
Gaustraße 42	Wohnsitz der Familie Marx und Mathilde Mayer
Gaustraße 57	Geschäft
Mainzerstr. 3	Sitz der Firma Ferdinand Seligmann I, Bankier und Weinhändler
Mainzerstr. 13	Lambert Seligmann, Prokurist
Mainzerstr. 16	von den Eltern Bernhard Groß und Bertha geb. Seligmann für 75000 Mark von Ed. Sander gekauftes Haus, bezogen 1898
Mainzerstr. 16	Isidor Groß, Bankdirektor
Rathhausstraße	erstes eigenes Haus von Bernhard und Bertha Groß
Rheinquai 18	Weinwirtschaft Goebel, August Göbel, Hotelier
Schmittstraße 91	Weinwirtschaft Schultheis, Inh. Jakob Schultheis
Rheinstraße 2	alte Synagoge
Rochusstraße 12	neue Synagoge (gegenüber Gärtnerei Staiger); heute zur Hälfte abgerissen und als Wohnhaus neuerrichtet, bzw. ausgebaut. Sitz der Feuerwehr.
Vorstadtstraße	Weißes Ross, heute Goethehaus



Bisher erschienene Publikationen des Arbeitskreises Jüdisches Bingen

Flyer
„Arbeitskreis Jüdisches Bingen –
Erinnern > Gedenken > Verbinden“

Faltblatt 4 –
Der Traustein und die geschmiedete Eisentür
der Binger ehemaligen Synagoge

Faltblatt 1 –
Satzung Arbeitskreis
Jüdisches Bingen

Faltblatt 5 –
Gebäude der Binger jüdischen Gemeinde nach
1850

Faltblatt 2 –
Der jüdische Friedhof von Bingen

Faltblatt 6 –
Belegungsplan des Binger jüdischen Friedhofs

Faltblatt 3 –
Das „Judenhospital“ in Bingen

Stadtplan –
Gang durch das jüdische Bingen



Band 5 –
„Tief unter den christlichen Staatsbürgern“?
Zur Geschichte der Binger
Juden in der ersten Hälfte
des 19. Jahrhunderts
von Dr. Matthias Rohde



Band 6 –
DIE ALTE UND DIE
NEUE WELT
Erinnerungen meines
Lebens
von Mathilde Mayer |
1869–1969



Band 1 –
JUDEN IN BINGEN
Beiträge zu ihrer
Geschichte
von Brigitte Gies-
bert | Beate Goetz |
Dr. Josef Göttgen



Band 3 –
Geschichte der Juden
in Bingen von den
Anfängen bis 1905
von Dr. Hans-Josef
von Eyss
2. Auflage
(überarbeitet)



Band 7 –
Zur Geschichte der Juden in
Bingen am Rhein – Fest-
schrift – Einweihung der
neuen Synagoge in Bingen
– 21. September 1905 –
Hrsg. von Dr. Richard
Grünfeld, Großherzogl.
Rabbiner (Nachdruck)



Band 2 –
„Bingen – ein Name,
der Geschichte(n)
verbindet“
von Prof. Dr. Dieter
Bingen



Band 4 –
Lebensbilder Binger
Juden aus dem
Mittelalter
von Dr. Matthias
Schmandt



Band 8 –
Die jüdische Familie
Simon Zacharias Coblentz
(1836–1910) aus Bingen
von Hans-Joachim
Hoffmann | Dr. François
van Menxel

In Vorbereitung sind weitere Bücher:

- DER HEILIGE JUDE VON BINGEN – Rabbi Adam Ba'al Schem – Die Legende und eine Einführung von Prof. Dr. Karl E. Grözinger
- Stolpersteine oder Als die Synagogen brannten – Eine Büchlein für Kinder vom Künstler Marcus Gräff